



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

No. 77. Die Satansmesse in den Ruinen von Pompeji.



Titel und Ausstattung sind patentamtlich geschützt.

Diese Zeitschrift darf in Leihbibliotheken und Lesezirkeln nicht geführt werden.

Die Satansmesse in den Ruinen von Pompeji.

1. Kapitel.

Ein Mädchenraub.

Sherlock Holmes, Esq.!

Dear Sir! Gelegentlich einer längeren Rücksprache mit dem Polizeidirektor von Neapel, erfuhr ich heute morgen, daß Sie sich gerade in dieser Stadt aufhalten. Ein Hoffnungsstrahl brach bei dieser Nachricht durch das Dunkel meiner Verzweiflung, ein gütiges Schicksal hat Ihren Weg nach Neapel gelenkt! Ich weiß nicht, ob der Schmerz eines Vaters, die Verzweiflung einer Mutter, die über Nacht ihr einziges Kind verloren hat, Sie rühren kann, aber ich bin sicher, daß Sie, den man den Ritter der Gerechtigkeit nennt, Erbarmen haben werden mit einem armen, unschuldigen Mädchen, das mit roher Gewalt aus dem verschlossenen väterlichen Hause geraubt wurde.

Wer konnte ein Interesse haben, mir mein Kind zu stehlen?! Welches Schicksal steht der Unglücklichen bevor?! Helfen Sie mir, Signor Holmes, und retten Sie Alda aus den Händen unbekannter Verbrecher! Jede von Ihnen gewünschte Summe steht zu Ihrer Verfügung.

Graf Luigi Ventura,
Palazzo Ribera auf Capri.

Diesen Brief brachte ein Bote in das Bahnhofsl an der Piazza Garibaldi.

Es war zehn Uhr morgens. Sherlock Holmes, der in Neapel einen kurzen Aufenthalt zu seiner Erholung genommen hatte, saß an dem offenen Fenster und blickte zu dem Denkmal des italienischen Volkshelden hinüber.

Die blauen Ringe aus der kurzen Holzpfeife, die der große Detektiv mit sichtlichem Genuß rauchte, stie-

gen kerzengerade hinauf in die frische, klare Frühlingsluft, da trat Harry Tagon ins Zimmer und überreichte dem Meister den Brief.

Der Detektiv las ihn aufmerksam durch, stand auf und ging einigemal schweigend und nachdenklich in dem Zimmer auf und ab. Harry hatte, neben dem Tische stehend, auf den der Detektiv das Schreiben geworfen hatte, dieses gelesen. Der Inhalt schien ihm kein besonderes Abenteuer zu versprechen; in Italien gehörte ja die Entführung junger Mädchen zu nichts Seltenem.

Sherlock Holmes aber schien anderer Ansicht zu sein. Er begab sich ins Vestibül des Hotels, trat in das Nebenzimmer, wo sich das Telephon befand, und ließ sich mit der Polizeidirektion von Neapel verbinden.

„Hier Sherlock Holmes. Können Sie mir mitteilen, was es mit der Entführung der Komtessa Alda Ventura auf Capri für eine Bewandnis hat?“

Der Polizeidirektor war selbst ans Telephon gekommen.

„Eine völlig rätselhafte Geschichte, Signor Holmes! Wir stehen vor einer Kette von Widersprüchen. Es ist nicht nur die Tochter des Grafen Ventura geraubt worden, sondern in derselben Nacht wurde auch, kaum hundert Schritte von dem Palast des Grafen entfernt, ein junger Neapolitaner aus angesehenem Hause ermordet. Bis jetzt haben wir noch keinen Anhaltspunkt, der uns irgendeinen Aufschluß geben könnte, die Tochter des Grafen ist spurlos verschwunden. Wir wären Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Signor Holmes, wenn Sie eingreifen würden.“

Gerade in letzter Zeit mehren sich die Verbrechen, welche unter geheimnisvollen Umständen ausgeführt werden. Wir stehen machtlos vor einer Kette von Gewalttaten, der sogar Kamorristen zum Opfer gefallen sind.“

„Well, ich werde sehen,“ gab der Detektiv zurück. „Ich darf doch in jeder Weise auf Ihre Unterstützung rechnen, Herr Polizeidirektor?“

„Aber gewiß, gewiß. Bitte, verfügen Sie ganz und gar über mich.“

„Ich danke.“

Sherlock Holmes klingelte ab, ließ Harry rufen, fuhr mit ihm zum Hafen und ließ sich nach Capri übersetzen.

Inzwischen war es Mittag geworden. Die Sonne stand wie ein glühender Ball an dem azurblauen Himmel, der sich wie eine riesige Glocke über der Landschaft wölbte. Gleich Giganten der Vorzeit stiegen die Felsen von Capri aus dem stahlblauen Meere empor, und weithin leuchteten die weißen Mauern der Villa des Tiberius wie ein sagenhaftes Schloß aus versunkenen Zeiten.

Sherlock Holmes stieg mit seinem Begleiter zu dem hochgelegenen Städtchen Capri empor. Das Schloß des Grafen Ventura war etwa dreihundert Meter außerhalb des Städtchens auf einem Hügel erbaut, zu dem eine breite Straße führte, die in eine pompöse Auffahrt mündete. Das Gebäude lag still und verlassen in der Mittagsglut. Einige Palmenbäume standen wie Schildwachen vor dem Eingang. Zwischen dem saftigen Grün einer Allee von Silberpappeln glühten goldrote Orangen. Ein Torwart trat dem Detektiv entgegen, als er mit Harry durch den Garten schritt.

„Melden Sie mich dem Herrn Grafen, mein Name ist Sherlock Holmes,“ sagte der Detektiv. Der Torwart entfernte sich, eine Klingel schrillte, und ehe noch Sherlock Holmes und Harry Tagon die Eingangstür erreicht hatten, eilte ihnen ein hochgewachsener Mann von imponierendem Neußern entgegen.

Er trug einen schwarzen Gehrock, von dem sich der weiße Patriarchenbart vorteilhaft abhob, seine Augen waren schwarz und glänzend, und auf der hohen Stirn wölbte sich das weiße Haar in jugendlicher Dichtigkeit.

Mit italienischer Lebhaftigkeit streckte er dem Detektiv beide Hände entgegen.

„Ach, Signor Holmes, wie soll ich Ihnen danken, daß Sie gekommen sind! Nun fasse ich wieder Mut! Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?“

„Ich danke, Herr Graf,“ entgegnete der Detektiv in der ihm eigenen gelassenen Art. „Ich möchte Sie bitten, mich gleich über alle Einzelheiten der Entführung aufzuklären und mir das Zimmer zu zeigen, welches die junge Dame bewohnt hat, ehe sie auf eine so rätselhafte Weise verschwunden ist.“

„Nichts kann mir erwünschter sein,“ rief Graf Ventura und ging seinen beiden Gästen voraus, die breite Marmortreppe hinauf, die nach dem ersten Stock des Palastes führte. Das Innere des Schlosses war

in jenem alten italienischen Renaissancestil gehalten, der den größten Prunk mit dem vornehmsten Geschmack verbindet. Eine angenehme Kühle lagerte über den schweren persischen Teppichen, die über die Treppe gebreitet waren. Als Sherlock Holmes die letzte Treppenstufe emporstieg, sah er sich plötzlich einer vornehmen alten Dame gegenüber.

Sie trug ein schwarzes Schleppekleid, das braune Haar, durch das sich bereits Silberfäden zogen, war einfach gescheitelt; diese Frau mußte einst eine große Schönheit gewesen sein. Der Graf stellte vor:

„Meine Gemahlin — Mr. Sherlock Holmes,“ und der Detektiv setzte hinzu, auf Harry deutend:

„Mein treuer Begleiter und Gehilfe.“

Die alte Dame schlug die immer noch feurigen Augen, die aber jetzt rot umrändert waren, zu dem Kriminalisten auf und sagte mit klagender Stimme:

„Ach, wie glücklich bin ich, daß Sie gekommen sind! Unsere Polizei ist angesichts dieses Verbrechens völlig machtlos. Es handelt sich zweifellos wieder um einen Streich der Kamorra, die vielleicht ein Lösegeld von uns erpressen will. Wir geben gern alles, was wir haben, wenn wir nur das arme, unschuldige Kind unangetastet wieder in unsere Arme schließen können. Aber ich fürchte das Schlimmste.“

„Es ist daher das Wichtigste, Frau Gräfin, die Zeit gut auszunützen und den Verbrechern keinen Vorsprung zu lassen. Fassen Sie Mut. Was an mir liegt, soll geschehen, um Ihr Kind wieder zurückzubringen. Darf ich Sie bitten, mir das Zimmer der Komtessa Ada zu zeigen?“

Der Graf und die Gräfin schritten durch einen langen Gang. Jeder Fußtritt erstarb in den weichen Teppichen. Links und rechts standen altitalienische Rüstungen wie Wachen, dazwischen hingen Oelgemälde aus alten Zeiten. Es waren die Ahnen des Hauses Ventura, die streng und steif aus ihren Rahmen blickten.

Der Graf stieß eine Tür auf und deutete in ein mit märchenhafter Pracht eingerichtetes Zimmer, an welches sich ein luxuriöses Schlafgemach anschloß.

„Hier sind die Gemächer unserer Tochter,“ erklärte er.

Sherlock Holmes trat ein; er befand sich in dem Wohnzimmer der Komtessa. Hier herrschte peinliche Ordnung, in dem Schlafzimmer dagegen wies alles darauf hin, daß die Bewohnerin diesen Raum erst kürzlich verlassen haben mußte.

„Wir haben bis jetzt niemanden in das Zimmer gelassen und verboten, es in Ordnung zu bringen,“ sagte Graf Ventura, „um der Polizei Gelegenheit zu geben, auch die kleinste Spur zu erkennen. Doch sowohl der Kommissar als auch zwei neapolitanische Detektive, die bereits hier waren, erklärten es für

unmöglich, den Weg zu finden, auf dem unsere Tochter fortgebracht wurde.“

Sherlock Holmes untersuchte das Zimmer in jener peinlich genauen Form, die ihm zur Gewohnheit geworden war; doch auch er schien kein besonderes Glück zu haben, denn Harry sah ihn mehrmals unschlüssig den Kopf schütteln.

„Wann und wie haben Sie den Verlust Ihrer Tochter bemerkt, Herr Graf?“

„Ich war es, die zuerst Verdacht faßte,“ erwiderte statt seiner die Gräfin. „Uda erschien nicht am Frühstückstisch. Da sie sonst sehr pünktlich ist und meist bereits um sieben Uhr einen kleinen Rundgang durch den Garten unternimmt, so glaubte ich, sie könnte krank sein und ging in ihr Zimmer, um sie dort aufzusuchen. Das Wohnzimmer war von innen verschlossen. Einen zweiten Eingang gibt es nicht. Ich klopfte, rief laut ihren Namen — keine Antwort. Nun holte ich meinen Mann. Er sprengte die Tür, aber wir konnten nur feststellen, daß Uda verschwunden war.“

„Die Tür war von innen verschlossen?“ fragte Sherlock Holmes noch einmal.

„Jawohl.“

„Könnte sich die Komtessa nicht doch bereits in den Garten begeben haben und dort entführt worden sein?“

„Nein, denn der Gärtner, der seit dem Morgen grauen schon an der Arbeit war, müßte sie gesehen haben. Das Verbrechen muß entschieden in der Nacht geschehen sein; denn das Waschwasser steht noch unberührt.“

„Standen die Fenster nachts offen?“ fragte der Detektiv.

„Ja, Uda schlief stets bei offenem Fenster. Im Hofe aber sind die Hunde.“

„Das Fensterkreuz ist etwas verbogen. Auch sind Wachsstellen bemerkbar.“

„Wie sonderbar!“ murmelte die Gräfin.

Der Detektiv beugte sich zur Erde und hob etwas auf, das zwischen dem Paneel am Fenster und der Diele eingeklemmt steckte. Es war ein kleines Kreuz aus Perlen und Diamanten, und die Gräfin hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als sie ausrief:

„Ach, das ist das Kreuz, welches Uda von dem jungen Prior von Santa Maria l'Incoronata zum Geschenk bekommen hat. Es war der einzige Schmuck, den sie fast immer trug!“

„An einer schwarzen Perlenschnur?“ fragte der Detektiv.

„Ganz recht. Woher wissen Sie — —“

Sherlock Holmes beugte sich aus dem Fenster und wies auf eine weiße Steinplatte im Hofe hinab.

„Sehen Sie die zwei schwarzen Punkte? Das sind Perlen. Die Polizei hat sie nicht bemerkt.“

Er trat auf einen wundervoll geschnitzten Schrank zu, öffnete ihn und fragte:

„Wieviel Morgengewänder besaß Komtessa Uda?“

„Drei,“ beeilte sich die Gräfin Ventura, zu antworten.

„Ich sehe nur zwei,“ entgegnete Sherlock Holmes. „Haben Sie die übrigen Toiletten bereits nachgezählt, Frau Gräfin?“

Die alte Dame schüttelte den Kopf.

„Nein, Signore. Auf diese Idee bin ich noch gar nicht gekommen.“

„Dann bitte ich Sie, mich zu verständigen, ob eine der Toiletten Ihrer Tochter oder mehrere fehlen.“

Gräfin Ventura machte sich daran, den Wunsch des Detektivs zu erfüllen, während Sherlock Holmes das Wohnzimmer der Komtessa in genauen Augenschein nahm. An dieses schloß sich eine Galerie, welche die Bibliothek des jungen Mädchens enthielt.

„Das Gesellschaftskleid, welches gestern abend mein Kind getragen hat, fehlt,“ sagte die Gräfin Ventura, als der Detektiv zurückkehrte.

Er nickte.

„Das ist von größter Bedeutung. Ich habe auf dem Marmorboden der Galerie einige Blutstropfen bemerkt. Sind Ihnen und der Polizei diese aufgefallen, Herr Graf?“

Graf Ventura zuckte zusammen, die Gräfin erbleichte.

„Blut!“ hauchte sie und eilte nach der Galerie.

„Es sind drei Blutstropfen,“ sagte der Detektiv, als die Gräfin gleich wieder zurückkam.

„Ich habe sie gesehen. Woher mögen sie rühren?“

„Haben Sie bemerkt, Frau Gräfin, daß die einzelnen Blutstropfen sich sehr weit voneinander befinden?“

„Ja. Hat das irgendeine Bedeutung?“

„Das kommt drauf an. Darf ich Sie fragen, wohin die Tür führt, welche das Ende der Galerie bildet?“

„Man gelangt von dort aus in den Turm,“ entgegnete der Graf. „Sie müssen nämlich wissen, Signor Holmes, daß unser Schloß schon über zweihundert Jahre alt ist. Ich habe es, als ich es von meinem Vater übernahm, modernisieren lassen. Den Turm aber ließ ich seiner historischen Bedeutung wegen so, wie er war.“

„Von dem Turm führt vermutlich eine Wendeltreppe ins Freie?“ fragte Sherlock Holmes.

„Ganz recht. Man gelangt von da aus zum Meer hinab.“

„Wäre es nicht möglich, daß Komtessa Uda auf diesem Wege entführt wurde?“

Der Graf lächelte.

„O, das ist gänzlich ausgeschlossen. Auch die Polizei stimmt mir bei. Bedenken Sie, Signor Holmes, daß die Tür, die in den Turm führt, von niemandem geöffnet werden kann. Es existiert überhaupt kein Schlüssel, und ich selbst habe nie den Versuch gemacht, diese Tür aufzuschließen. Die Wendeltreppe mündet in den Schloßhof, und diesen muß man erst durchschreiten, ehe man an das Meer gelangt. Der Hof aber wird von zwei Bulldoggen bewacht, die in der verflossenen Nacht nicht einmal angeschlagen haben. Ich hätte das unzweifelhaft gehört, denn ich habe einen sehr leisen Schlaf.“

Sherlock Holmes ging wieder zurück und rüttelte an der Tür, doch nicht das leiseste Zittern verriet, daß sie seinem Druck irgendwie nachgab. Sie war fest verschlossen. Er trat zurück, ein eigentümliches Lächeln umspielte dabei seine Lippen.

„Bieten sich Ihnen keinerlei Anhaltspunkte aus Ihrer Umgebung, Herr Graf, daß Sie einen bestimmten Verdacht äußern könnten?“

Der Edelmann zuckte die Achseln.

„Ich hätte nicht den Mut, irgendeine Person zu verdächtigen, Signor Holmes. Offen gestanden glaube ich auch, daß ich damit allen meinen Bekannten unrecht tun würde.“

„Unsere Tochter hatte außer einigen Freundinnen keinen Verkehr,“ warf die Gräfin ein. „Abgesehen von einigen Bällen, die wir in der verflossenen Winteraison besucht haben, kam sie eigentlich nur in die Oeffentlichkeit, wenn wir nach Neapel zu Besuch oder ins Theater San Carlo fuhren. Gestern abend ging Uda rechtzeitig zu Bett. . . Sie klagte etwas über Migräne, war aber sonst in heiterster Laune.“

Wieder nahm Sherlock Holmes seine Untersuchung auf. Endlich fragte Graf Ventura, der jeden Schritt des berühmten Detektivs mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, mit leiser Ungeduld:

„Nun, Signor Holmes, haben Sie jetzt einen Anhaltspunkt?“

„Ja und nein, Herr Graf.“

„Können Sie mir sagen, auf welche Weise ein fremder Mensch zu meiner Tochter hat eindringen können?“

Der Detektiv schüttelte den Kopf.

„Das weiß ich nicht, Herr Graf.“

Die Gräfin brach in Tränen aus.

„Ach, das habe ich gefürchtet! So schwindet auch die letzte Hoffnung dahin, die wir auf Sie gesetzt haben, Mr. Holmes!“

„Es wurde mir von der Polizei mitgeteilt, daß in eben dieser Nacht ein Mann in der Nähe Ihres Palastes ermordet wurde, Herr Graf,“ fuhr Sherlock Holmes fort, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ganz recht, Signor Holmes. Aber das hat mit dieser Affäre nichts zu tun.“

„Wie können Sie das so ohne weiteres behaupten?“ fragte der Detektiv mit einem langen, forschenden Blick auf Graf Ventura.

„Wohin hat die Polizei den Leichnam jenes Mannes gebracht?“

„Er liegt im Leichenhaus von Capri,“ entgegnete Graf Ventura.

„Die Leiche wurde übrigens bereits agnosziert. Es handelt sich um den Baron Arnaboldi, einen bekannten Venetianer, der sein ganzes Vermögen dazu mißbrauchte, seine Gesundheit zu ruinieren. Wahrscheinlich wurde er in irgendeine Schlägerei verwickelt.“

„Sie scheinen dem jungen Mann nicht wohlgefinnt gewesen zu sein,“ bemerkte Sherlock Holmes und griff nach seinem Hut.

„Ach, das wäre zu viel gesagt; doch gestehe ich, daß er nicht meine Sympathie genoß.“

„Nun, ich weiß jetzt alles, was mir wissenswert erscheint,“ erwiderte Sherlock Holmes. „Ich werde mich jetzt verabschieden und der Leichenhalle von Capri noch einen kurzen Besuch abstatten. Ich denke, ich werde Ihnen sehr bald weitere Nachricht zukommen lassen können. Apropos, Herr Graf, waren Sie nicht vor zehn Jahren Statthalter in Sizilien?“

„Ganz recht, Signor Holmes. Ich war gerade während einer sehr bewegten Epoche dort.“

„Darum habe ich Ihren Namen auch noch in Erinnerung.“

Sherlock Holmes verneigte sich und schritt mit Harry wieder die breite Treppe hinab, von Graf Ventura bis zum Gartentor geleitet.

Raschen Schrittes schlugen Sherlock Holmes und Harry den Weg nach Capri wieder ein.

„Eine merkwürdige Geschichte,“ sagte Harry, als Sherlock Holmes, in Gedanken versunken, neben ihm herschritt. „Denken Sie nicht, Mr. Holmes, daß es sich um eine einfache Erpressungsaffäre handelt?“

„Das bleibt abzuwarten. Du vergißt die Ermordung des Venetianers, der jedenfalls in irgendeiner Beziehung zu der Entführung steht.“

„Es ist doch ganz unbegreiflich, auf welchem Wege das junge Mädchen hat fortgebracht werden können,“ fuhr Harry fort.

„Darüber wollen wir uns jetzt nicht den Kopf zerbrechen,“ entgegnete der Detektiv. „Es wäre ein verkehrtes Beginnen, wenn wir die Verbrecher so fassen wollten, daß wir unsere Nachforschungen von dem Schauplatz aus unternehmen, wo die Entführung selbst stattgefunden hat. Wir müssen vielmehr nach Spuren suchen, die von außen hereinführen. Doch laß uns eilen, ich sehe den Kirchturm von Capri bereits vor uns auftauchen. Hoffentlich ist die Leiche noch nicht

fortgebracht worden. Vermutlich wird sie nach Venedig übergeführt werden."

Sherlock Holmes hatte Glück. Die Leichen auf Capri war in einer unterirdischen Kapelle aufgebahrt, die ehemals von Mönchen zu Gebetsübungen benutzt worden war. Zwei Leichen lagen in dem kleinen, kühlen Raum, der mit Heiligenbildern und mit einem kleinen Altar geschmückt war. Zu Häupten der beiden Toten brannten je zwei Kerzen.

Sherlock Holmes trat auf die stillen Schläfer zu und schob das weiße Leichentuch, das die ganze Gestalt und das Gesicht verhüllte, hinweg und blickte in die verzerrten Züge eines alten Fischers. Der zweite Leichnam war der des Venetianers. Seine Kleider waren blutgetränkt, das blasser Gesicht war ruhig, die Züge entbehrten nicht einer gewissen Vornehmheit. Die erstarrten Augen waren halb geschlossen. So gewährte der Tote einen sympathischen Eindruck, der nicht mit der Aeußerung, die Graf Ventura über ihn gemacht hatte, übereinstimmte.

Sherlock Holmes untersuchte den Leichnam. Harry hatte sich in eine Nische gesetzt und sah schweigend zu. Er konnte sich eines heimlichen Grauens nicht erwehren, das ihn in dieser schrecklichen Umgebung beschlich. Morderduft und der Geruch von Blut erfüllte die Kapelle. In einer der dicken Seitenwände befand sich ein kleines Fenster, durch das man nichts sah, als einen kleinen Streifen blauen Meeres. Die Dunkelheit in dem Raum wurde nur durch die Kerzen durchbrochen, die ihr flackerndes Licht über die Gesichter der Toten warfen.

"Baron Arnaboldi ist von rückwärts ermordet worden," sagte Sherlock Holmes. "Der Messerstich ist mit außergewöhnlicher Hestigkeit geführt und hat den Körper völlig durchbohrt. Die Klinge kam zwischen der dritten und vierten Rippe wieder heraus."

Der Detektiv schwieg, und Harry betrachtete voll Entsetzen ein blutiges Mal, das auf der rechten Wange des Toten sichtbar war. Es schien, als hätte eine finstere, geheime Macht mit dem Messer das Zeichen des Todes in die Wange des Ermordeten geschnitten. Auch Sherlock Holmes blickte unverwandt auf dieses Zeichen.

Im ersten Augenblick schien er keine richtige Erklärung dafür zu finden, plötzlich aber leuchtete es in seinen Augen auf.

"Wie merkwürdig," sagte er, "die Entdeckung, die ich hier mache, stößt alle meine Kombinationen über die Entführung der jungen Gräfin Ventura über den Haufen."

"Die Ermordung des Barons steht also doch mit der Entführung in Verbindung?"

"Ich glaube es."

"Wäre es nicht möglich, Mr. Holmes, daß Baron Arnaboldi zufällig oder mit Absicht die Entführung der jungen Dame hat verhindern wollen und von den Verbrechern niedergestossen worden ist?"

"Baron Arnaboldi wurde von einer Frau ermordet," erwiderte der berühmte Kriminalist in ruhigem, bestimmtem Ton.

Harry sprang auf.

"Woran können Sie das sehen, Mr. Holmes? Sie sagen doch selbst, daß der Stoß mit außergewöhnlicher Hestigkeit geführt worden ist. Wäre eine Frau imstande, eine solche Tat mit so großer Kraftentwicklung auszuführen?"

"Warum nicht," entgegnete Sherlock Holmes lächelnd. "Die Praxis, die du nun schon viele Jahre mit mir teilst, muß dich lehren, daß die Leidenschaft einer Frau viel heftiger und gefährlicher ist als die eines Mannes, besonders, wenn es sich um die Liebe handelt."

"Wie, wollen Sie damit sagen, Meister, daß die Frau, die den Baron ums Leben brachte, ihn liebte?"

Der Detektiv nickte, und sein Gesicht nahm einen ernsten, beinahe traurigen Ausdruck an.

"So ist es. Eine leidenschaftliche, wahnsinnige, rasende Liebe drückte ihr die Mordwaffe in die Hand. Nicht einmal Haß, nicht einmal Rachsucht waren es, die den Mord verschuldeten. Selbst noch den Toten hat die Mörderin geliebt."

Du siehst mich an, als sei ich der leibhaftige 'Gott sei bei uns'. Die Erklärung, lieber Harry, ist sehr einfach. Siehst du das Blut auf den Lippen des Toten? Der Stoß in die Herzgegend hat zur Folge gehabt, daß sich ein Blutstrom durch den Mund ergoß, als das Leben entfloß. Die Frau, die ihn ermordet hat, warf sich zur Erde und preßte ihre Lippen auf die seinigen! Nicht genug damit! Ehe sie den Leichnam für immer verließ, küßte sie ihn noch einmal auf die rechte Wange. Ihre Lippen hatten sich von dem Blute des Ermordeten gerötet; so kam es, daß ihr Kuß eine blutige Spur auf der Wange des Mannes zurück ließ und uns ein ganz genaues Bild von der Form ihres Mundes gab.

Baron Arnaboldi scheint keinen schlechten Geschmack gehabt zu haben. Ich habe selten einen zierlicheren und reizenderen Mund gesehen wie diesen. Die Oberlippe wölbt sich wie der Bogen Kupidos, die Unterlippe ist voll wie eine reife Kirschel. Der Anflug eines Grübchens schließt die Lippen ab. Wenn die Neapolitanerinnen auch schön sind, so dürfte es doch wenige geben, deren Antlitz solche Lippen zieren."

Sherlock Holmes zog ein kleines Messer aus der Tasche und ritzte sich in den linken Arm, den er entblößt hatte. Mit seinem Blut fuhr er die trockene

Spur auf der Wange des Toten nach und preßte sie dann auf seiner linken Hand ab.

„Das ist ein Erfolg, der nicht zu unterschätzen ist,“ sagte der Detektiv dabei. „Nun wollen wir sehen, ob die Polizei an dem Schauplatz des Verbrechens bereits alle Spuren verwischt hat, oder ob sich noch Anhaltspunkte für uns ergeben.“

Langsam zog Sherlock Holmes die weiße Decke über das Gesicht des Toten, der auf eine so seltsame und tragische Weise geendet hatte.

Eben wollte Sherlock Holmes die Treppen empor-eilen, die zum Tageslicht führten, als plötzlich draußen ein Schuß knallte. Es folgte ein zweiter, ein dritter, und im nächsten Augenblick sprang ein Mann mit langen Sägen die Stufen herunter, warf Harry, der darauf nicht vorbereitet war, über den Haufen und blieb plötzlich, wie gebannt von der Dunkelheit, mitten in der Grabkapelle stehen.

Gedankenschnell hatte sich Sherlock Holmes in eine der dunklen Ecken zurückgezogen und verharrte dort regungslos.

In seiner Verwirrung und Aufregung schien der Eindringling gar nicht bemerkt zu haben, daß er einen Menschen niedergeworfen hatte, wenigstens kümmerte er sich nicht um Harry, der, dem Beispiele seines Herrn folgend, sich nicht von der Stelle rührte.

Plötzlich wurden oben Stimmen laut, und Schritte, von Sporenklirren begleitet, wurden auf der Treppe hörbar. Der Flüchtling drehte den Kopf nach links und nach rechts, als suche er nach einem Ausweg. Plötzlich schien ihm eine Idee zu kommen, offenbar wollte er sich unter einem der Leichentücher verbergen und sich tot stellen, um so seinen Verfolgern zu entgehen. Blitzschnell hatte er die weiße Decke ergriffen und sie von dem Leichnam des Barons gezogen. Doch kaum hatte er einen Blick auf das wächserne Gesicht des Toten geworfen, über das die roten Lichtflecken huschten, als er einen markerschütternden Schrei ausstieß und zurückwankte. Wie abwehrend streckte er beide Hände nach der Leiche aus und wiederholte den gleichen furchtbaren Schrei, der einem von grauisem Entsetzen ergriffenen Herzen zu entfliehen schien.

In diesem Augenblick wurde ein Carabinieri-Offizier auf der letzten Treppenstufe sichtbar, in der rechten Hand den entblößten Säbel und in der linken den Revolver.

„Ergeben Sie sich, Leutnant Zampieri, Sie haben keine Wahl mehr!“

Der Flüchtling sah mit einem wilden Blick auf den Offizier, hinter dem jetzt auch die Gestalten einiger Carabinieri auftauchten. Mit einer blitzschnellen Bewegung griff er in die Brusttasche und zog einen Revolver hervor, um auf den Carabinieri-Offizier zu

schießen. Zwei, drei Schüsse krachten; ehe Sherlock Holmes sich auf den Flüchtling werfen konnte, schrie dieser plötzlich auf, als ob er getroffen wäre.

Er wankte einige Schritte vorwärts, warf die Holzbahre, auf der die Leiche des Barons lag, zur Erde, schwang sich mit einem Ruck auf das schmale Fenster und war, ehe die entsetzten Männer ihn hindern konnten, draußen verschwunden.

Man hörte das Aufschlagen eines Körpers — dann war es still.

„Wer sind Sie?“ schrie der Offizier der Carabinieri den Detektiv an, dessen hohe Gestalt jetzt völlig aus dem Dunkel getreten war.

„Mein Name ist Sherlock Holmes,“ erwiderte der Detektiv gelassen.

Da streckte der Offizier ihm die Hände entgegen.

„Ah, das freut mich, das freut mich ganz hervorragend. Was zum Kuckuck hat sie denn aber in dieses verfluchte Gewölbe geführt?“

„Vermutlich dieselbe Angelegenheit, die Sie verfolgen,“ erwiderte Sherlock Holmes. „Doch ich meine, es ist an der Zeit, daß wir nach Leutnant Zampieri, wie Sie den Flüchtling genannt haben, suchen.“

Der Offizier schritt der Treppe zu, über die die Carabinieri bereits davongeeilt waren.

„Der ist gut aufgehoben, Signor Holmes. Die Kapelle ist in den Berg eingemauert, der steil zu den Klippen abfällt, die sich bis zum Meere ziehen.“

Der Führer der Carabinieri hatte wahr gesprochen.

„Der Mann liegt etwa dreißig Meter tief regungslos auf einem Felsvorsprung, Kapitän,“ meldete einer der soeben zurückkehrenden Carabinieri.

„Das ist fatal, sehr fatal,“ erwiderte der Offizier. „Damit ist die Angelegenheit abermals ins Stocken geraten, und ich hatte schon gehofft, dem Untersuchungsrichter heute abend den Fall klipp und klar unterbreiten zu können.“

„Stand Leutnant Zampieri in irgendeiner Beziehung zu der Entführung der Komtessa Ventura?“ fragte Sherlock Holmes.

Der Gendarmerie-Offizier steckte den Säbel in die Scheide.

„Daraüber bin ich mir nicht klar, Signor Holmes; sicher aber ist, daß er der Mörder des Barons Arnaboldi ist.“

Sherlock Holmes piffte durch die Zähne.

„Ah — haben Sie dafür Beweise?“

„Jawohl. Und die Tatsache, daß der Bursche entflohen ist, beweist, daß alle Argumente richtig waren. Gleich nachdem das Verbrechen bekannt geworden war, wurde mir ein anonymes Brief zugestellt.“ Er griff in die Brusttasche. „Ich trage ihn noch bei mir, hier, lesen Sie, Signor Holmes.“

Der Brief lautete:

„An den Kapitän der Carabinieri,
Signor Anselmo Stellati.

Wenn Sie ein Interesse daran haben, den Mörder des Barons Arnaboldi zu entlarven, so begeben Sie sich sofort in die Wohnung des Leutnants Zampieri vom 3. Jägerbataillon, Strada di Tribunali 6.“

Der Detektiv gab dem Offizier den Brief achselzuckend zurück, während sie langsam auf dem Wege, der zum Schloß des Grafen Ventura führte, dahinschritten.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Signor Holmes,“ nahm der Offizier das Wort. „Ich selbst pflege wenig Wert auf anonyme Briefe zu legen. Sie wissen ja, daß, wenn ein Verbrechen geschehen ist, es derartige Schreiben, Anklagen, gute Ratschläge, wohl auch Hohn- und Spottbriefe regnet. Trotzdem glaubte ich, das Schreiben nicht unbeachtet beiseite legen zu dürfen. Wenigstens mußte ich mich orientieren, ob nicht irgend etwas Wahres an der Sache sein konnte. Ich begab mich also mit zwei Carabinieri gleich nach Empfang des Briefes in die Wohnung des Leutnants Zampieri. Er lag noch im Bett. Ich hatte die Carabinieri im Hausgang zurückgelassen und befahl der Wirtin, den Herrn Leutnant zu wecken.“

„Ach, er wird den Schlaf nötig haben,“ meinte die Alte.

„Warum?“

„O, Dio mio, er ist die ganze Nacht wieder fortgewesen. Mir scheint, er muß irgendein unangenehmes Erlebnis gehabt haben, denn gegen seine sonstige Gewohnheit kam er laut und lärmend nach Hause und ging noch einige Stunden lang ruhelos in seinem Zimmer auf und ab.“

„So, so,“ sagte ich. „Nun, melden Sie mich nur dem Herrn Leutnant.“

Die Alte klopfte an die Tür, doch es dauerte eine ganze Weile, ehe sie Antwort erhielt.

„Der Kapitän die Carabinieri wünscht Sie zu sprechen, Herr Leutnant,“ sagte die Alte. Sie hätten die Wirkung dieser Worte sehen sollen, Signor Holmes. Ich vernahm ganz deutlich, wie Leutnant Zampieri in seinem Bett emporfuhr. Ich hörte ihn in dem Zimmer rumoren, Tisch und Stühle umwerfen, Gläser klirren, mit einem Wort, ich zweifelte nicht daran, daß er sich mit der Absicht trug, zu entfliehen. Ich rief daher meinen Leuten im Hauseingang zu, das Fenster zu bewachen, und pochte dann mit dem Säbel an die Tür.

„Öffnen Sie sofort, Leutnant Zampieri, im Namen des Gesetzes.“

Als keine Antwort erfolgte, wiederholte ich meine Aufforderung zweimal und warf mich dann mit meiner ganzen Kraft gegen die Tür und sprengte sie auf. Da ich etwas beleibt bin, so flog ich förmlich in das Zimmer hinein. Leutnant Zampieri war angekleidet und hielt mir drohend einen Revolver entgegen.

Ueberrascht prallte ich im ersten Augenblick erschrocken zurück; dies benutzte er, sprang an mir vorbei und entfloh.

Da meine Leute unter dem Fenster standen, so war die Haustür unbewacht. Wir setzten ihm nach, verloren aber bald seine Spur und erfuhren schließlich nach längerem Suchen, daß er sich nach Capri geflüchtet hätte. Wir nahmen die Verfolgung wieder auf, jagten ihn aus seinem Versteck und trieben ihn hierher. Das weitere wissen Sie, Signor Holmes.“

„Das ist allerdings eine rätselhafte Geschichte,“ meinte der Detektiv nachdenklich, „die Sache fängt an, sich mehr und mehr zu verwickeln.“

Die Männer waren jetzt auf einem freien Platz angekommen, von wo aus man einerseits einen weiten Ausblick auf das Meer, anderseits auf das Schloß des Grafen Ventura genoß. Zwischen Palmen und Zypressen wuchsen die weißen Mauern des Schlosses empor. Man konnte mit dem Blick die ganze Vorderfront klar übersehen. Ein schmaler Bergweg führte über den Platz, der den höchsten Punkt von Capri bildete.

„Hier wurde Baron Arnaboldi ermordet,“ erklärte der Polizeioffizier. „Der Kommissar hat mir den Platz genau beschrieben.“

„Die Blutlache, in der Baron Arnaboldi gelegen hat, ist noch deutlich erkennbar,“ rief Harry, der wie ein Spürhund den Platz abgesucht hatte und prüfend umherblickte.

„Es ist bei der Suche nach einer Spur sehr störend, daß dies einer der steinigsten Plätze von ganz Capri ist,“ bemerkte Kapitän Stellati. „Nicht die kleinste Fußspur läßt sich entdecken.“

Sherlock Holmes entgegnete nichts auf diese Bemerkung. Er warf sich auf den Boden nieder, untersuchte die Steine, sprang auf, ging in einem großen Bogen um den Schauplatz des Verbrechens herum, lief etwa zehn Schritte in der Richtung nach dem Schlosse hin, kehrte wieder um, ging im Zickzack vorwärts, sprang zurück und kehrte schließlich zu der Stelle wieder, von wo aus der Kapitän und seine Begleiter ihm halb staunend, halb spöttisch zusahen.

„Was vollführten Sie für merkwürdige Bewegungen?“ fragte Stellati.

„Sie werden kein Glück haben, Signor Holmes; ich erinnere mich an einen ähnlichen Fall, der vor fünf Jahren passierte. Damals wurde die Tochter eines Großgrundbesitzers geraubt, und obwohl seitens der

Behörde alles geschehen ist, um sie zu befreien, fand man sie doch einige Tage später in der Nähe von Herkulanum erhängt auf."

"Komtessa Ventura hat einige Augenblicke an dieser Stelle gestanden und ist dann in das Schloß zurückgelaufen," sagte Sherlock Holmes und blickte an dem Kapitän vorüber, als ob er gar nicht existiere. Der Offizier riß die Augen auf.

"Was? Das ist doch nicht möglich, Signor Holmes! Sie können doch nicht hören oder zaubern? Wie wollen Sie aus den Steinen lesen, daß das junge Mädchen hier war und wieder weggelaufen ist? Und wenn sie ins Schloß zurückgeeil ist, warum ist sie dann verschwunden? Unter diesen Umständen müßten wir ja annehmen, daß der Baron Arnaboldi das Opfer des jungen Mädchens geworden ist."

"Sie trug ein Kleid mit einer langen Schleppe," fuhr Sherlock Holmes unbeirrt fort, den Blick immer noch geradeaus in die Ferne gerichtet. Plötzlich eilte er davon, durchbrach ein dichtes Gestrüpp, machte am Rande des Platzes Halt, wo die Felsen jäh in den Abgrund hinabfielen, warf sich zu Boden und schaute in das Meer hinab. Harry war ihm gefolgt und hatte seine Bewegungen nachgeahmt.

"Dort unten flattert ein Schleier, Mr. Holmes!" rief er.

In der Tat sah man an einem Strauch, der aus dem übereinanderhängenden Gestein hervorwuchs, ein weißes Stück Schleier im Winde wehen. Nun kam auch der Offizier der Carabinieri näher.

"Erklären Sie mir doch, Signor Holmes, was das alles zu bedeuten hat?"

Der Detektiv sprang auf.

"Schicken Sie einen der Carabinieri ins Schloß und lassen Sie ein Seil herbeischaffen. Es muß aber so lang sein, daß ich über den Abhang hinabkommen kann. Komtessa Ventura hat, als sie sich von Arnaboldi abwandte, mit der Schleppe die Blutspur gestreift. Ich fand auf den Steinen einige, allerdings kaum sichtbare, rötliche Streifen, wo die Schleppe, als die Mörderin forteilte, darüber fortgestreift ist. Auf halbem Wege zum Schloß wandte sie sich dann nach links und eilte dem Abgrund entgegen. Dort unten flattert ein Stück ihres Schleiers."

Kopfschüttelnd gab der Kapitän den Befehl, ein Seil herbeizuschaffen. Ehe fünf Minuten vergingen, war es zur Stelle.

Sherlock Holmes schlang es um den Stamm einer Akazie, und während die Männer oben den Strick festhielten, ließ sich der Detektiv in die gähnende Tiefe gleiten. Ein Schwindelanfall, eine momentane Schwäche mußte ihm unfehlbar den Tod bringen, dennoch glitt er tiefer und tiefer. Zu seinen Häupten zog ein Geier seine Kreise, unter ihm jagten schreiend

die Möwen dahin, der Gischt des Meeres spritzte zu ihm herauf. . . Jetzt hatte er ein Plateau erreicht, das etwa einen Meter hoch in das Meer ragte. Es war von Blut gerötet. Als sich Sherlock Holmes über die Klippe beugte und in die See hinabsah, da erblickte er unter sich, wo das Wasser stiller lag, unberührt von dem tobenden Wellengang der See, einen kleinen, goldgestickten Schuh, der sich wie ein Schifflein auf dem Wasser wiegte. Er konnte ihn aber nicht erreichen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß der Strick an dem scharfen Rande der Klippe zerschnitten wurde, darum gab er das Zeichen, ihn wieder hinaufzuziehen.

Harry stand als vorderster am Rande des Abhanges, hinter ihm der Kapitän mit den Carabinieri. Ein Ruf ging durch das Seil, als Zeichen, daß die Männer den Detektiv wieder aufziehen sollten.

Vorsichtig wurde das Tau heraufgezogen, langsam kam Sherlock Holmes dem Plateau näher. Jetzt befand er sich ungefähr in halber Höhe und schwebte über der Klippe. Ueber sich sah er den Rand des Plateaus, darüber den blauen, lachenden Himmel.

Zufällig sah Harry auf das Meer hinaus und ließ den Blick nach seitwärts gleiten, wo die Sandzunge von Faraglioni sich weit in das Meer hineinschiebt. Da suchte er zusammen, das Seil drohte seinen Händen zu entgleiten; eiskalt lief es ihm über den Rücken und er war nicht imstande, ein Wort hervorzubringen. Sein Benehmen fiel dem Kapitän der Carabinieri auf, und er folgte der Richtung seines Blickes. Das Meer machte hier eine tiefe Einbuchtung. Auf der linken Seite, wo das Land sich wieder hinauschiebt, lagen die Felsen öde und baumlos da. Auf einer der vorspringenden Spitzen stand ein Mann, dessen Gesicht man nicht erkennen konnte. Er trug die farbige Tracht der Neapolitaner. Jetzt ließ er sich auf ein Knie nieder, stemmte das andere gegen den Felsen und hob langsam eine Flinte an die Wange.

Vergeblich versuchten die Männer, den Detektiv so schnell wie irgend möglich in die Höhe zu ziehen.

"Schießt den Kerl nieder!" rief der Kapitän seinen Carabinieri zu. In der Aufregung vergaß er, daß sie dann das Seil hätten fallen lassen müssen, und Harry und er allein reichten nicht hin, den Detektiv in die Höhe zu ziehen. Trotzdem ließ einer der Carabinieri das Seil fahren und griff zum Revolver. Doch die Kugel konnte den Neapolitaner unmöglich erreichen; dazu hätte es eines guten Gewehres bedurft, das diese Tragweite gehabt hätte. Uebrigens verschwand der Schütze jetzt, da er die Absicht des Carabinieri bemerkte, hinter einem Felsvorsprung.

Harry fühlte, wie sein Herzschlag stockte. Er sah den Detektiv hilflos der Kugel eines Mörders preisgegeben, ohne Möglichkeit, sich zu bewegen, oder Hilfe zu erlangen. Jetzt stieg ein kleines, weißes Wölkchen

jenseits der Felsen drüben auf. Harry zog mit aller Kraft — da stürzte er plötzlich samt den Carabinieri rückwärts zu Boden, ein Stück des Seils flog wie eine Schlange in die Höhe, über sie hinweg — der Schütze hatte das Seil durchschossen — Sherlock Holmes war in die Tiefe gestürzt.

2. Kapitel.

Der geheimnisvolle Römer.

Einige Tage waren seit den oben geschilderten Ereignissen verflossen. Da trat Kapitän Stellati von den Carabinieri in die Villa, welche Graf Ventura mit seiner Gattin bei Sannazzaro, etwa einen Kilometer hinter Neapel, bezogen hatte. Er wurde sofort vorgelassen und zu dem Grafen Ventura geführt.

Dieser saß in einem hohen Lehnsessel. Die Elastizität seiner Gestalt war verschwunden, er schien ein gebrochener Mann. Der Blick war glanzlos und übernächtig, die Wangen hohl. Die Gräfin saß am Fenster und schaute trübe in die lachende Landschaft hinaus.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Graf,“ sagte der Carabinieri-Offizier, „hat sich irgend etwas Neues ereignet?“

„Ja; doch weiß ich allerdings nicht, welche Bedeutung ich der Sache beimessen soll. Nach dem, was Sherlock Holmes uns berichtet hat, müssen wir ja annehmen, daß unser Kind nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ist es nicht ein Wunder ohne gleichen zu nennen, daß er selbst den Anschlägen jener geheimnisvollen Macht, die er verfolgte, entronnen ist?“

Der Offizier nickte.

„Eigentlich war es mehr seine eigene Geschicklichkeit, die ihn rettete, Herr Graf. Nicht nur wir, sondern auch er hatte den Schützen bemerkt, der auf ihn anlegte. Er begriff, daß jener das Seil durchschießen wollte, um ihn in den Abgrund stürzen zu lassen. In dem Augenblick, da er die Rauchwolke aufsteigen sah, stieß er sich mit voller Kraft mit den Beinen von dem Felsen ab, so daß er in weitem Bogen hinabfiel, die Klippe unten vermied und direkt ins Meer stürzte; da er ein ausgezeichnete Schwimmer ist, so gelang es ihm, das Land zu gewinnen.“

„Und haben Sie erfahren, Kapitän, welche Maßnahmen Sherlock Holmes inzwischen ergriffen hat?“

„Ich höre überhaupt nichts mehr von ihm, Herr Graf. Eigentümlicherweise ergreift er stets entgegengesetzte Maßregeln als die Behörde. Ueberlassen Sie den Fall ruhig mir. Wenn überhaupt noch eine Rettung möglich ist, so wird sie Ihnen durch mich gebracht werden.“

Der Graf nickte, griff in die Rocktasche und überreichte dem Kapitän ein Stück Papier, auf das mit

ungelenker Handschrift mehrere Zeilen geschrieben waren.

Der Kapitän entfaltete das Papier und las:

An den Grafen Luigi Ventura
in Neapel.

Ich, der Führer der Kamorra, Mitglied der Schwarzen Hand in New York und Entführer Ihrer Tochter, fordere Sie hiermit auf, mir ein Lösegeld von einer Million Lire zu bezahlen. Falls Sie mir diese Summe übermitteln, werde ich das Leben Ihrer Tochter schonen und sie Ihnen ohne weiteres zurücksenden. Wenn Sie sich aber weigern, mir das Geld zukommen zu lassen, so wird Ihre Tochter unter grausamen Martern sterben.

Wagen Sie es nicht, mich zu verfolgen. Das Schicksal der Geraubten wäre besiegelt.

In der Nacht vom siebzehnten zum achtzehnten wird ein Hund an die Tür Ihres Hauses festgebunden werden. Dieser Hund trägt um seinen Hals einen Riemen, an dem sich ein Ledertäschchen befindet. In dieses Täschchen stecken Sie das Geld und lassen den Hund laufen. Er wird den Weg zu mir finden.

Der rote Neapolitaner.“

Der Kapitän drehte das Papier unschlüssig zwischen den Fingern. „Also auf eine Erpressung war es abgesehen. Hm, die Idee mit dem Hunde ist nicht schlecht.“

„Wir opfern gern eine Million Lire,“ warf die Gräfin dazwischen, „wenn wir nur unser Kind wieder bekommen! Was haben wir denn sonst auf dieser Welt? Wir würden auch trotz dieser ungeheueren Summe immer noch imstande sein, ihr eine weitere Million als Mitgift zu geben.“

„Das Lösegeld wird nicht nötig sein, Frau Gräfin,“ sagte der Kapitän grimmig, „wir werden den Fuchs in der Falle, die er uns stellt, fangen. Erstens muß er den Hund in der Nacht anbinden, und selbst, wenn wir nicht ihn, sondern nur einen Helfershelfer abfangen könnten, so wäre damit schon viel gewonnen.“

„Ich bin nicht für Gewaltmaßregeln,“ wandte die Gräfin seufzend ein, „denken Sie an das Schicksal, das meinem Kinde alsdann bevorsteht.“

„Du wirst wohl aber auch nicht wollen, meine Liebe, daß wir uns quasi mit gefesselten Händen den Verbrechern ausliefern. Wenn sie heute eine Million fordern, so werden sie morgen unter gleichen Umständen eine zweite zu erpressen suchen.“

Ein Diener trat ein und meldete ein Mitglied der Kriminalpolizei. Gleich hinter ihm trat der Mann ins Zimmer.

„Der Herr Polizeidirektor schickt mich, Kapitän. Es ist ein Brief eingelaufen, in dem ein gewisser Mann, der sich ‚der rote Neapolitaner‘ unterschrieben hat, droht, er werde die Tochter des Herrn Grafen zu Tode martern, wenn man es wagen sollte, ihn zu verfolgen. Der Herr Polizeidirektor nimmt an, daß hinter diesem Briefe ein neuer Anschlag steckt und die Polizei vorher eingeschüchtert werden soll. Er läßt Ihnen auftragen, Kapitän, das Haus des Herrn Grafen in den nächsten Tagen scharf zu bewachen.“

„Das trifft sich vortrefflich,“ entgegnete Stellati. „Es dämmt schon, und ich denke, es würde unnützes Aufsehen erregen, wenn ich erst einige Carabinieri aus der Stadt heraufkommen ließe. Auch wird es nicht gut sein, wenn ich mich selbst auf die Lauer lege, da der Verbrecher mich jedenfalls schon kennt.“

Herr Graf, haben Sie vielleicht einen übrigen Anzug, den Sie dem Mann hier zur Verfügung stellen könnten?“

Der Graf, der nicht wußte, wohin der Kapitän hinauswollte, nickte: „Gewiß.“

„Ich möchte, daß der Mann hier den Anzug anlegt, sein Gesicht etwas verstellt und sich dann irgendwo in der Nähe auf die Lauer legt. Wenn der Verbrecher versucht, den Hund anzubinden, so wird der Mann Gelegenheit finden, ihn anzugreifen. Ich werde hinter den herabgelassenen Rolläden lauern, bis ein Signal mich verständigt, daß der Bandit gestellt ist.“

„Die Idee ist ganz ausgezeichnet,“ entgegnete Graf Ventura, „aber der Mann ist doch schon in Zivil.“

„Ganz recht. Aber ich halte es doch für wahrscheinlich, daß die Verbrecher das Haus bereits beobachten, ob man nicht versuchen wird, auf den Brief hin Carabinieri hierher zu legen. Wenn sie also bemerken, daß der Mann, den sie eintreten sahen, das Haus wieder verläßt, so werden sie ihn beobachten. Dagegen werden sie einem fremden Mann, der sich unauffällig entfernt, keine weitere Beachtung schenken.“

Dann wandte sich der Kapitän an den Beamten.

„Sie werden Gelegenheit finden, auf Umwegen zurückzukehren und das Portal des Hauses keine Sekunde aus den Augen zu lassen.“

„Zu Befehl, Kapitän.“

Als es dunkelte, verließ der Kriminalbeamte das Haus. Die Rolläden wurden herabgelassen. Graf Ventura legte sich seine Reiterpistolen zurecht, der Kapitän kauerte in der Dunkelheit neben der Tür, um gleich hinauspringen zu können, den Säbel in der Rechten, den Revolver in der Linken.

Stunde auf Stunde verging, ohne daß sich etwas hören ließ.

Es schlug Mitternacht, ein Uhr, zwei, drei, und es schlug vier Uhr.

Der Morgen dämmerte bereits. Der Graf war bei seinen Reiterpistolen eingeschlafen und Kapitän Stellati konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten. Auf der Straße wurde es lebendig. Eseltreiber, ihre Tiere mit Früchten und Gemüse beladen, zogen vorüber. Peitschenknall drang ins Zimmer, Rufe und Schreie schollen die Straße herab. Da trat ein Diener ins Zimmer und sagte:

„Herr Graf, vor der Tür steht ein schwarzer Hund angebunden, der schon seit einer Stunde ununterbrochen winselt.“

Der Graf fuhr in die Höhe, Kapitän Stellati steckte den Säbel in die Scheide und stieß einen lästerlichen Fluch aus. Sie eilten hinaus und sahen wirklich ein abscheuliches schwarzes Tier auf der Straße stehen, das mit einem Strick an dem Drücker des Hauses festgebunden war.

„Wo ist der verfluchte Kerl, den ich als Wache aufgestellt habe?“ fragte der Kapitän wütend und musterte die Eseltreiber und Gassenjungen, die sich um ihn ansammelten, mit zornigen Blicken.

Da trat ein kleiner Junge heran und sagte:

„Bist du der Kapitän Stellati?“

„Ja. Uebrigens rede mich anständiger an, Bengell!“

„Ich habe einen Brief für dich, Kapitän.“

Er überreichte dem Kapitän ein Kuvert aus feinstem Papier, wie es nur italienische Edelleute zu verwenden pflegen. Erstaunt, bestürzt und Unheil ahnend, erbrach der Kapitän das Schreiben. Der Graf las über seine Schulter hinweg mit.

An den Kapitän Stellati von den Carabinieri!

Ohne Zweifel, Kapitän, bist Du ein ebenso großer Held wie Dummkopf. Wenn es nach der Größe der Dummheit ginge, so dürftest du dich unter die größten Helden Neapels zählen. Merke Dir aber, daß Männer wie Du sich mit dem roten Neapolitaner nicht messen können. Du kommst diesmal mit dem Spott davon, ein andermal wohl kaum mit dem Leben. Tue, wie ich Dir in dem letzten Briefe befohlen habe, und hindere den Grafen nicht, das Geld abzuschicken. Dem Grafen Ventura sage ich Dank für den Anzug, den er mir geschickt hat. Ich hätte nicht geglaubt, daß Du, Kapitän, mir ein so billiges Geschäft vermitteln würdest.

Der rote Neapolitaner.

Der Kapitän vermied es, den Grafen anzusehen, der schweigend in das Haus trat. Er knirschte mit den Zähnen vor ohnmächtiger, grenzenloser Wut.

Kapitän Stellati war nicht feige, und er war fest entschlossen, die Scharte auszuwetzen, selbst wenn es ihm sein Leben kosten sollte; doch sprach er nicht darüber, was er beabsichtigte.

Während der Graf zur Bank fuhr und eine Million Lire in Banknoten abhob, ließ er ein Pferd satteln, zog es am Zügel hinter sich her bis zu einer Nebenstraße, die etwa zwanzig Schritte vor der Villa vorüberführte, und wartete hier regungslos.

Er sah, wie der Graf zurückkehrte, und fünf Minuten später schoß ein schwarzer Köter, dem man dieses Vermögen um den Hals gehängt hatte, aus dem Hause. Wie der Blitz sprang der Kapitän aufs Pferd und jagte hinter dem Hunde her, der in langen Säzen davonrannte.

Das war eine der seltsamsten und tollsten Jagden, die die Neapolitaner je erlebt hatten. Das Tier lief erst die Bahnlinie entlang, schwenkte dann ab und lief mitten durch Neapel hindurch. In vollem Galopp setzte der Kapitän hinterher. Wäre er nicht ein Offizier der Carabinieri gewesen, so hätte man ihn sicherlich aufgefangen oder ihn für einen Verrückten gehalten. So stob alles entsetzt und bestürzt auseinander. Der Hund lief über den Marktplatz, setzte über einige Stände hinweg und rannte weiter. Der Kapitän warf mit dem Pferde ein halbes Duzend Obstkörbe um, ritt einige Marktfrauen nieder und raste weiter, gefolgt von dem Wutgeheul der Menge und dem Zetergeschrei seiner Opfer.

Das Pferd hatte lange im Stall gestanden und war übrigens ein englischer Halbbluthengst, der an das Laufen gewöhnt war. Da der Kapitän unverwandt den schwarzen Hund im Auge hatte, so achtete er nicht auf den Weg. Gleich als ob das Tier merkte, daß es verfolgt wurde, hielt er sich nicht an die Straße, sondern sprang über Plakatsänder, über Zäune und Hecken, durch Gärten und Höfe, und überall hin mußte der Kapitän ihm folgen, wollte er nicht das Tier aus den Augen verlieren. Ganz Neapel schlug die Hände zusammen über dieses merkwürdige Schauspiel. Der Hund verließ Neapel, folgte wieder der Bahnlinie und lief die Meeresküste entlang. An Portici, Grantello, Resina, Torre del Greco ging es vorüber. Nun rings um die Ausläufer des Vesuvs dahin, an Torre dell' Annunziata vorüber, Pompeji entgegen. Doch auch hier hielt das Tier nicht an. Schwitzend und keuchend, rot vor Anstrengung, saß der Kapitän auf dem Pferde, das mit lustigen Sprüngen immer hinter dem Hunde herjagte.

Der Kapitän lockerte seine Pistolen, ohne Gelegenheit zu finden, sie in Anwendung zu bringen. Jetzt bog das Tier in die Straße ein, die nach Bosco-Reale führte und rannte in die Stadt. Die Tore, die Häuser, die Plakatsäulen waren verpappt mit riesigen farbigen Plakaten, in denen der Zirkus Donatello seine Aufführungen ankündigte. Der Hund lief mitten durch die Stadt auf einen großen, freien Platz, wo ein riesiges weißes Zelt errichtet war. Farbige Fahnen

flatterten im Winde, Musik ertönte, Trompetensignale schmetterten. Der Hund sprang eine provisorische Holztreppe empor und verschwand im Innern des Zeltes. Vergeblich versuchte der Kapitän das Pferd zurückzuhalten. Das edle Tier hatte begriffen daß der Hund unter allen Umständen eingeholt werden müsse. Mit einem Satz hatte es die hölzerne Estrade erreicht, warf die Kasse samt der dicken Frau, die dahinter saß, in den Hintergrund hinab, sprang über einige Geländer und befand sich im nächsten Augenblick mitten im Zirkus, wo die Reitknechte, der Clown und das Publikum erschreckt nach allen Seiten auseinanderfuhren. Auf dem Trapez saß ein Mann in Gauklertracht und produzierte sich. Der Hund blieb mitten in der Arena sitzen und sah unverwandt zu seinem Herrn empor, der leichenblaß vom Trapez herabsprang und zu entfliehen versuchte.

Der Kapitän hatte endlich sein Roß parieren können. Er hielt dem Artisten den Revolver entgegen und schrie:

„Im Namen des Gesetzes! Keinen Widerstand, Elender. Du bist verhaftet. Gehört dir der Hund?“

Der Artist war so überrascht, daß er gar nicht mehr den Mut fand, zu leugnen. Inzwischen trauten sich auch die Stallknechte wieder näher, und das Publikum beruhigte sich. Der Kapitän gab dem Direktor, der sich über die schlechte Behandlung seiner Frau an der Kasse beschwerte, die gewünschte Aufklärung. Der Artist wurde von seinen eigenen Kollegen gefesselt. Der Kapitän befestigte den Strick, mit dem die Hände des Artisten gebunden waren, an den Sattelknopf des Pferdes und band auf die andere Seite den Hund an, schwang sich aufs Pferd und ritt aus Bosco-Reale. Er gönnte den Triumph, den großen Verbrecher eingefangen zu haben, keinem andern und beschloß, in Torre dell' Annunziata die Eisenbahn zu benutzen, um den Mann selbst nach Neapel zu bringen.

Er setzte das Pferd in Trab, um der staunenden Volksmenge, die ihn durch die Straßen verfolgte, zu entinnen, und ließ den Verbrecher nebenher laufen. Bald lag die Stadt hinter ihm, und der Kapitän näherte sich mit seinen beiden Gefangenen den Ruinen von Pompeji.

Die Sonne hatte sich hinter den Wolken versteckt. Ein Gewitter war im Anzuge. Schwere Tropfen fielen nieder. Die Ruinenstadt lag leer und verlassen. Kein Mensch war zu sehen. Ein heftiger Sturm brauste daher und wirbelte riesige Staubmassen vor sich auf. Der Kapitän hielt den Revolver in der Faust, um jeden Versuch des Verbrechers, zu entfliehen, mit der Waffe zu beantworten. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Da, wie der Trupp um die Ecke bog, tauchte plötzlich ein Mann vor ihnen auf,

der durch eine einzige Bewegung das Pferd zum Stehen brachte. Es scheute, bäumte sich auf, so daß sein Reiter beinahe zu Boden geworfen worden wäre, und stand dann zitternd still.

Mitten in der Straße hielt eine merkwürdige Gestalt auf schwarzem Pferde. Das wilde, scharfgeschnittene und doch vornehme Gesicht beschattete ein schwerer vergoldeter Helm. Der kräftige Hals und Nacken waren frei. Die Sonne spiegelte sich in einem goldenen Panzer, der die Brust des Mannes verhüllte. Die Beine steckten in gleißenden Schienen, die Füße in Sandalen. So saß der geheimnisvolle Reiter auf dem Pferde, ohne Sattel, ohne Zaumzeug, den feurigen Hengst nur durch den Druck seiner Schenkel regierend.

Es schien, als sei die Zeit, da Pompeji noch eine Stadt voll Leben war, wieder lebendig geworden.

Der Mann wirkte doppelt unheimlich in der Einsamkeit, die diese Gegend umgab, mit dem Hintergrund der verschütteten Stadt, geborstener Säulen, umgestürzter Mauern und mit jener sicheren Pose, die Männer auszeichnet, welche ihrer Sache gewiß sind.

„Abgestiegen!“ kommandierte er.

Obwohl Kapitän Stellati, wie schon gesagt, kein Mann war, den man so leicht in Furcht setzen konnte, so wirkte die unheimliche Erscheinung doch in dem Maße auf ihn, daß er für einen Augenblick unfähig war, Widerstand zu leisten. Als er endlich daran dachte, die Pistole zu ziehen, da war es zu spät. Der Revolver des Römers blitzte in dem fahlen Lichte. Wie eine Marmorstatue saß der unheimliche Mensch auf dem schwarzen Pferde; weder er noch das Tier regten sich, und keinen Millimeter breit rückte der Revolver zur Seite.

Unwillkürlich machte der Kapitän, bleich vor Zorn und Beschämung, eine Bewegung, als ob er den Säbel ziehen wollte. Da nahm das Gesicht des Römers einen furchtbaren Ausdruck an.

„Absteigen!“ befahl er noch einmal, „oder, Kapitän, Sie sind verloren!“

Nicht nur die Drohung, auch der überwältigende persönliche Eindruck wirkte auf den Kapitän derart, daß er nicht länger zögerte, dem Befehle nachzukommen. Es lag etwas Zwingendes in der phantastischen Gestalt dieses Mannes, der überhaupt der Gegenwart nicht anzugehören schien. Der Helm bedeckte die hohe Stirn zur Hälfte. Ueber den großen, faszinierenden Augen wölbten sich starke Brauen, unter der vorspringenden Adlernase lag der leichte Flaum eines dunklen Bartes.

Dem Kapitän war die Persönlichkeit des Römers nicht ganz unbekannt, obwohl er heute zum ersten Male dem Gefürchteten gegenüberstand. Er hatte schon oft genug von ihm gehört. Fremde, die ohne

Führer sich in die Ruinen von Pompeji gewagt hatten, berichteten staunend, furchtsam und betreten von dem Geiste, der des Nachts, wenn das Mondlicht wie ein Silberbach zwischen den verlassenen Straßen von Pompeji dahinsloß, lustwandelte. Diese Berichte erhielten einen gefährlichen Hintergrund, als man da und dort von einem heimlichen Morde hörte, als einzelne Reisende verschwanden, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Mehr als eine Anzeige über den geheimnisvollen Römer war bei der Polizei eingelaufen. Pompeji und Herkulanum waren aufs genaueste durchsucht worden, doch nie war es gelungen, den Römer zu sehen, geschweige denn, seiner habhaft zu werden.

Und nun war er mitten am hellen Tage dem Befehlshaber der Carabinieri in den Weg getreten! Zähneknirschend stand dieser vor dem Reiter und erwartete sein Schicksal. Plötzlich stieß der Römer einen scharfen Pfiff aus, bei dessen Klang sein Pferd die Ohren spitzte. Dann verging etwa eine Minute, und nun wurde es lebendig. Wie aus der Erde gewachsen erschien ein halbes Duzend verwegener Kerle und eilte auf die Gruppe zu.

„Bindet den Kapitän!“ befahl der Reiter, und im Nu war seinem Befehl Folge geleistet.

„Aufs Pferd mit ihm!“ rief er dann der Rotte zu. Der Kapitän wurde in die Höhe gehoben und rückwärts sitzend auf den Rücken des Pferdes gebunden, das sich hoch aufbäumte und nur mit Mühe gehalten werden konnte. Inzwischen hatte einer von der Bande auf Befehl des Römers die Ledertasche untersucht, und mit einem Schrei des Erstaunens und des Jubels zugleich jenem die ungeheure Summe ausgeliefert. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ der Anführer das Bündel Banknoten unter seinem Panzer verschwinden.

Das war alles, was der Kapitän noch zu sehen vermochte, denn plötzlich wichen die Banditen zurück, einer von ihnen versetzte dem Pferd mit der Gerte einen scharfen Hieb, das Tier bäumte sich hoch auf und schoß im nächsten Augenblick mit roten Müstern den Weg zurück, den es am frühen Morgen genommen hatte, Neapel entgegen. Die Einwohner der Stadt erstaunten nicht wenig, als sie den Kapitän der Carabinieri, der in der Frühe sich da unliebsam bemerkbar gemacht hatte, rückwärts auf ein Pferd gebunden durch die Straßen sprengen sahen. Erst im Zentrum der Stadt gelang es, das scheue Tier aufzuhalten. Der Führer der Carabinieri wurde von seinen Untergebenen befreit und zur Polizei gebracht, wo er seine Erlebnisse erzählte. Eine Stunde später saß er wieder zu Pferde und ritt an der Spitze einer bewaffneten Schar nach Pompeji hinaus, um den geheimnisvollen Römer zu fangen, um jeden Preis.

Doch obgleich die Carabinieri stundenlang die Ruinenstadt abritten, obgleich sie in jeden Schlupfwinkel eindringen, gelang es ihnen doch nicht, auch nur einen einzigen Räuber zu Gesicht zu bekommen. Es war, als hätte die Tiefe der Erde die rätselhafte Schar verschlungen.

3. Kapitel.

Ein bewegtes Fest.

Sherlock Holmes saß in seinem Hotelzimmer. Er hatte einige Tage infolge des Sturzes, den er von der Klippe auf Capri erlitten hatte, das Bett hüten müssen. Obgleich es ihm gelungen war, sich im letzten Augenblick von dem Felsen abzuschneiden und ins Meer zu springen, hatte er einen Stein, der unter Wasser hervorragte, gestreift, so daß er eine nicht unbedeutende Kopfverletzung erlitten hatte.

Nun saß er, immer noch bleich und sehr erschöpft, in seinem Sessel und rauchte wieder aus seiner kurzen Conpfeife. Der blaue Rauch stieg schemenhaft auf und nieder, bis er eine Nebelwolke bildete, die alle Gegenstände des Zimmers ausglich, die ihn selbst und seine Gedanken einhüllte und von der Außenwelt abschloß und ihm Gelegenheit gab, sich ganz und gar in die Aufgabe, mit welcher er sich beschäftigte, zu vertiefen.

Der Eintritt Harrys störte den Gedankengang seines Herrn.

„Graf Ventura läßt fragen, Mr. Holmes, ob Sie bereit sind, ihn zu empfangen,“ sagte er, näher auf den Meister zugehend.

Der Detektiv legte eine kleine Bronzestatue, kaum so groß wie seine Hand, auf der bis jetzt sein Blick geruht hatte, zur Seite und sagte:

„Führe ihn herein, Harry.“

Noch einmal glitt der Blick des Detektivs halb prüfend, halb lieblosend über die Gestalt des bronzenen Kriegers, der mehr als zweitausend Jahre alt sein mochte, dann klopfte es, und Graf Ventura trat ins Zimmer.

„Bitte, strengen Sie sich nicht an,“ sagte er, als er bemerkte, daß Sherlock Holmes den Versuch machte, aufzustehen. „Schonen Sie sich! Sie werden Ihre Kräfte wahrlich noch für Besseres gebrauchen.“

Er setzte sich auf den Stuhl, den Harry ihm hinschob, und zog seine Handschuhe aus.

„Haben Sie bereits von der Niederlage gehört, die Kapitän Stellati erlitten?“ fragte der Graf.

Der Detektiv nickte.

„Es war nichts anderes zu erwarten, Herr Graf; denn alles, was der Kapitän begonnen hat, war verkehrt angefangen.“

„Aber er hat doch den Mann, der mir eine Million Francs erpreßt hatte, gefangen gehabt,“ erwiderte Graf Ventura.

„Ganz recht.“

„Und wenn es ihm gelungen wäre, den Mann bis in die Stadt zu bringen, so hätten wir vermutlich rasch Näheres über den Verbleib meiner Tochter erfahren.“

Sherlock Holmes lächelte.

„Das glaube ich nicht, Herr Graf.“

„Wie? Der Mann, der auf so unglaublich freche Weise sich in den Besitz des Geldes zu setzen wußte, hat ohne Zweifel auch mein Kind entführt! Nun haben seine Komplizen ihn befreit, und sie werden sich hüten, sich noch einmal abfangen zu lassen.“

Sherlock Holmes zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht, daß der Artist, den der Kapitän unter so großen Hindernissen gefangen hat, ein größerer Verbrecher ist.“

„Dann verstehe ich Sie nicht, Signor Holmes.“

„Sie hatten wohl noch nicht gehört, Herr Graf, daß eine Patrouille, die heute Morgen durch Pompeji zog, die Leiche eines Mannes gefunden hat, die von Revolverschüssen förmlich durchlöchert war?“

„Wie, ein neuer Mord?“

„Allerdings — aber das wäre nicht das Sonderbarste. Der Tote wurde als jener Artist agnosziert, den der Kapitän verhaftet hatte.“

„Unglaublich!“

Sherlock Holmes schüttelte den Kopf.

„Wir hatten dergleichen erwartet. Ich habe der Polizei daher auch Auftrag gegeben, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um jenes Artisten habhaft zu werden. Als aber auch keine Spur von ihm zu finden war, da dachte ich mir gleich, daß etwas Ähnliches folgen werde. Apropos, Herr Graf, besuchen Sie mit Ihrer Gemahlin heute abend das Wohltätigkeitsfest, das im Palast des Fürsten Aliprandi stattfinden soll?“

„Ach, man wird sich wundern, Signor Holmes, daß meine Gattin und ich den Mut finden, angesichts des Unglücks, das uns betroffen, eine öffentliche Lustbarkeit zu besuchen.“

Doch eben um darüber zu sprechen, bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Ah, hat sich wieder etwas Neues zugetragen?“

„Ja, ich verzichte aber darauf, der Polizei davon Mitteilung zu machen. Wenn ein Mann in dieser unheimlichen Geschichte noch helfen kann, so sind Sie es, Signor Holmes; das steht unerschütterlich fest bei mir. — Sie werden mir auch zugeben, daß ich meine Frau unmöglich in diesem Trübsinn dahin leben lassen darf. Seit dem Verschwinden unseres Kindes ist sie vollständig melancholisch geworden; sie berührt kaum

mehr eine Speise, spricht kein Wort und weint immer fort. Heute ist ihr Geburtstag, und da ist es mir endlich gelungen, sie zu bewegen, mit mir zusammen das Fest zu besuchen, das zu einem wohlthätigen Zwecke arrangiert wurde. Es wird sie wenigstens etwas zerstreuen und uns über einige Stunden hinwegbringen, in denen wir ja an sich nichts tun könnten, um unserer Tochter zu nützen.“

„Nun, die Frau Gräfin hat sicherlich viel Geschenke bekommen, die ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben haben.“

„Freilich! Wir haben so viel Freunde und Verwandte, daß das Vestibül unseres Palastes heute morgen einem Blumengarten glich. In der Tat war meine Gattin durch die Teilnahme, die aus allen Worten und Gaben sprach und die sich in allen möglichen Formen kundgab, gerührt und etwas getröstet, da erhielt sie ein Geschenk, das sie außer sich brachte.“

„Ich bin gespannt, Herr Graf, zu hören, um was es sich jetzt noch handeln kann.“

„Als meine Gattin eben, über die Terrasse gelehnt, aufs Meer hinaus sah, ihren Gedanken nachhängend, erschien ein Dienstmann und überbrachte ihr ein großes Blumenarrangement, in dessen Mitte ein Etui und ein Brief lag. Gleichgültig wollte meine Gattin schon beides uneröffnet zu den übrigen Geschenken legen, als ihr das Monogramm des Kuverts auffiel.“

Sie erschraf bis ins Innerste, denn, denken Sie sich, Signor Holmes, der Brief war mit einem Totenkopf versiegelt.

Sie ahnte nichts Gutes und öffnete den Brief und das Etui. Kaum aber hatte sie einen Blick in beides geworfen, da sank sie ohnmächtig zu Boden.

So fand ich sie, als ich in den Garten trat, sie zu suchen. Der Brief, den sie erhalten hatte, lautete:

Frau Gräfin!

Da ich weiß, daß Sie heute Ihren Geburtstag feiern, so erlaube ich mir, den vielen Geschenken, die Ihnen Ihre Freunde und Freundinnen verehren werden, ein kleines, aber unschätzbares Geschenk hinzuzufügen. Ich übersende Ihnen hiermit den Ring Ihrer Tochter Ada und füge zu den Wünschen des Mädchens die meinen hinzu. Komtessa Ada wird mein Weib werden. Wenn unser Bund erst geschlossen ist, werde ich mich Ihnen zu erkennen geben. An meinem heutigen Geschenk mögen Sie ersehen, daß Sie einen taktvollen und liebenswürdigen Schwiegersohn bekommen werden. Der Unbekannte.

Das Etui enthielt tatsächlich einen einfachen Ring, den Ada bereits vor Jahren von einer Busenfreundin, mit der sie im gleichen Kloster erzogen wurde, zur

Erinnerung erhalten hatte und von dem sie sich nie trennte. Wir wissen daher, wie lieb und teuer ihr dieses Schmuckstück war. Sie können sich denken, Signor Holmes, welche schmerzliche Freude meine Frau empfinden mochte, als sie den Ring, den sie stets an der Hand ihres geliebten Kindes sah, selbst über den Finger streifte. Wahrlich, der Verbrecher, der so entsetzliches Unglück über mein Haus gebracht, versteht mit der Grausamkeit zu spielen und selbst aus der Entfernung tödlich zu treffen.“

Sherlock Holmes stützte das Haupt in die rechte Hand und sann nach. Er schien mit irgend etwas nicht ins Reine zu kommen, denn von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf.

„Irgendein Brief, der eine Geldforderung enthielt, ist nicht mehr eingetroffen?“

„Nein, Signor Holmes.“

„Nun, kommen Sie heute abend auf den Ball, Herr Graf, und bringen Sie Ihre Frau Gemahlin mit. Ich werde versuchen, ihr neuen Mut einzuflößen. Die Verwundung, die ich erlitten habe, hat mich leider verhindert, sofort mit aller Energie, wie ich dies sonst gewohnt bin, die unheimliche Affäre weiter zu verfolgen. Von heute ab aber sollen die Verbrecher keine Minute mehr Ruhe finden, bis der Sieg auf unserer Seite ist.“

„Wie, Signor Holmes, Sie wollen selbst heute abend auf den Ball gehen?“

„Gewiß. Wundert Sie das?“

„Sie sind doch verletzt? Ihr Kopf ist immer noch verbunden.“

„Das ist kein Hindernis, Herr Graf. Ich werde eben mit verbundenem Kopf zum Ball gehen. Natürlich, ich werde dafür sorgen, daß man mich nicht erkennt.“

„Fürchten Sie einen Gewaltstreich?“

„Das weniger. Ich selbst habe aber vor, einen auszuführen.“

Graf Ventura sah den Detektiv groß an.

„Sie wollen doch nicht —, Sie glauben doch nicht —, daß einer der unbekannteren Verbrecher zu dem Feste kommen wird? Das ist ja ganz unmöglich!“

„Sie hätten eigentlich schon einsehen können, daß die Möglichkeiten in dieser Affäre ziemlich unbegrenzt sind. Doch da Sie mich direkt fragen, will ich Ihnen direkt antworten:“

Ich will versuchen, heute abend hinter ein Geheimnis zu dringen, das bis jetzt noch immer durch einen dichten Schleier meinem Blick verhüllt ist.“

Der Blick des Grafen fiel in diesem Augenblick auf die kleine Bronzefigur, die Sherlock Holmes auf das Fenstersims gestellt hatte. Auch Dinge können sprechen. Nicht nur Menschen sind es, von denen oft

ein unerklärliches Etwas ausgeht, das uns zum Denken zwingt, das uns reizt, das uns die Vorstellung von irgend etwas Geheimnisvollem, Unfaßbarem gibt, auch Gegenstände vermögen ähnlich auf uns einzuwirken. Einem solchen Einfluß schien Graf Ventura in diesem Augenblick unterworfen zu sein. Er betrachtete den Krieger, der kaum zehn Zentimeter groß war, lange Zeit mit einem merkwürdigen Blick.

„Wenn mich nicht alles täuscht, Signor Holmes, so ist das eine antike Statuette.“

„Ganz recht.“

„Wie wundervoll dieses kleine Kunstwerk erhalten ist,“ fuhr Graf Ventura fort. „Man könnte denken, es sei Leben in dem Ding.“

„Sie haben das rechte Wort gefunden, Herr Graf. Dieses kleine Kunstwerk hat seine Sprache.“

„Ich verstehe Sie nicht, Signor Holmes.“

Der Detektiv ergriff die kleine Bronzefigur und drehte sie um, so daß der Sockel dem Grafen zugewendet war.

„Da ist ja ein Stempel eingraviert,“ rief Ventura erstaunt.

„Ganz recht, ein Totenkopf.“

Graf Ventura erbleichte.

„Ein Totenkopf? Also dasselbe Siegel, welches meine Frau heute erhalten hat?“

„Ja. Ich fand das Ding, das übrigens einen großen Wert repräsentiert, hundert Schritt von Ihrem Schloß entfernt. Ich hütete mich allerdings, meinen Fund jemandem zu zeigen oder davon zu sprechen, da er ja schließlich nur für mich allein Wert besitzt.“

Ich habe gesagt, daß dieses kleine Ding seine Sprache hätte. Natürlich muß man diese verstehen. Sehen Sie sich den Sockel einmal ganz genau an, Herr Graf.“

Dieser drehte die Figur zwischen den Fingern hin und her.

„Ich kann nichts weiter daran entdecken, Signor Holmes.“

„Sehen Sie nicht die Zeichen, die mit einer Nadel eingeritzt sind?“

„Ganz recht. Jetzt entdecke ich sie.“

„Durch das Vergrößerungsglas konnte ich sie leicht entziffern. Das eine ist eine zwei und eine Null, also zwanzig. Daneben steht deutlich, von rückwärts gelesen: Aliprandi.“

Graf Ventura fuhr in die Höhe.

„Wie? Sie glauben doch nicht, Signor Holmes — —“

„Ich glaube lediglich,“ erwiderte der Detektiv ruhig, „daß die zwei Verbrecher, die ich im Auge habe, sich auf diese Weise verständigt haben. Offenbar wohnen sie weit auseinander und vertrauen ihre Mitteilungen keinem Boten an. Daher bedienen sie

sich des Siegels, dem sie ihre Mitteilungen anvertrauen. Ich denke mir das so: Sie schreiben sich irgendeinen nichtsagenden Brief, siegeln das Kuvert und ritzen in den Stempel ihre Mitteilungen ein. Der Verbrecher, dem diese Figur gehörte, wollte eine Mitteilung dieser Art übermitteln und hat die Figur verloren. Trotzdem aber bin ich überzeugt, daß er einen andern Weg gefunden haben wird, um seine Mitteilungen an die rechte Adresse gelangen zu lassen. Ich entziffere diese Mitteilung folgendermaßen: Wir treffen am 20. bei Aliprandi zusammen.“

Der Graf dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern.

„Sie halten es doch nicht für möglich, Signor Holmes, daß Fürst Aliprandi ein Verbrecher ist?“

Der Detektiv lächelte.

„Sie vergessen ja ganz, Herr Graf, daß Aliprandi heute abend einen Ball veranstaltet.“

Graf Ventura sah den Detektiv verworren an, stellte aber keine Frage mehr an ihn. Er erhob sich und verabschiedete sich in der Ueberzeugung, daß dieser seltene Mann doch noch zum Ziele gelangen würde.

„Auf Wiedersehen, Herr Graf,“ sagte der Detektiv.

„Sie verzeihen, wenn ich Sie nicht hinausbegleite.“

Kaum hatte Graf Ventura das Zimmer verlassen, als Sherlock Holmes aufstand und sich in Toilette warf. — — —

Der Ball in dem Hause des Fürsten Aliprandi war glänzend besucht. Der Palast lag in dem vornehmsten Teile Neapels, auf dem Corso Umberto. Auf der prachtvollen Auffahrt, auf der links und rechts goldstrotzende Portiers postiert waren, rollte Wagen auf Wagen, Automobil auf Automobil vor. Die Hufe der edeln Pferde schlugen Feuer aus den Steinen. Unheimlich, fast lautlos glitten die Kraftwagen der neapolitanischen Aristokratie durcheinander, spiegelten sich in dem Strom elektrischen Lichtes, das auf das Parkett herabstrahlte. Auf einer Estrade hatte eine italienische Militärkapelle Platz genommen. Feuerrige Weisen klangen durch den Saal, und verwundert sahen die dunkeln Bilder an den Wänden aus ihren schwarzen Rahmen auf die bunte Gesellschaft zu ihren Füßen. Zwischen den glänzenden Uniformen der italienischen Offiziere leuchteten in blendendem Weiß, zartem Rosa und Blau die Toiletten der Damen, und wie kunstvoll aufgesetzte Lichter sah man zwischen den Farbentönen der rosig erhitzten Gesichter junger Frauen und Mädchen alabasterweiße Arme, blendende Nacken.

Dazwischen schimmerten die schwarzen Silhouetten der Fracks, blendend weiße Chemisettes. Da und dort blitzte zwischen dem Feuer der Diamanten ein kühner Blick, und durch das surrende Geräusch der Stimmen schwirrte dann und wann ein helles Lachen, das wie ein verlorener Ton sich durch die weit geöffneten

Flügeltüren in den rückwärts gelegenen Wintergarten schlich und dort zwischen Palmen und Orangenbäumen erlosch.

In diesem kühlen Garten, der durch das eintönige Plätschern eines Springbrunnens in antike, marmorne Becken ein melancholisches Leben erhielt, stand ein hochgewachsener, eleganter Kavaliere und betrachtete durch die offenen Glastüren das Leben in dem Tanzsaale. Niemand konnte ihn bemerken, denn jeder neugierige Blick verlor sich in dem Halbdunkel der Palmen.

Der junge Kavaliere bot eine merkwürdige Erscheinung. Obgleich sämtliche Italiener, die das Fest zierten, an sich einen dunkleren Typus hatten als die vereinzelt Franzosen und Deutschen, die als Gäste geladen waren, so stach der Fremde doch noch bedeutend durch sein fast bronzefarbenes Gesicht ab. Der Fraß schien dem elastischen Körper angegossen worden zu sein, und doch war es, als wäre er nicht die gewöhnliche Kleidung dieses Mannes, der einer fremden Zone anzugehören schien. Das blauschwarze Haar ringelte sich sorgfältig frisiert über die Stirn. Was aber jeden Blick sofort auf sich ziehen mußte, war eine feine goldene Kette, die sich um die Stirn zog und in einer riesengroßen Perle endete, die die Mitte der Stirn schmückte und fast bis zur Nasenwurzel herabreichte.

Kaum hatte der geheimnisvolle Fremde sein Versteck verlassen und den Tanzsaal betreten, als er auch schon alle Blicke auf sich zog. Die Männer unterhielten sich flüsternd und tauschten Vermutungen aus, und die Frauen musterten ihn mit feurigen Blicken. Bald war es bekannt, daß der Fremde ein indischer Fürst sei, der vorübergehend in Neapel weilte und von dem Fürsten Aliprandi geladen worden war. Der Ball war zugunsten der Apulischen Bevölkerung arrangiert worden, die heute die ärmste von ganz Italien ist. Die Ernte war schlecht ausgefallen, Unruhen und Teuerung standen bevor, da hatte Fürst Aliprandi den hochherzigen Entschluß gefaßt, der Bevölkerung eine Summe zur Verfügung zu stellen, und die neapolitanische Gesellschaft war rasch dafür begeistert.

In einem zweiten Saale, der dem Palmengarten gegenüberlag, waren die Verkaufsstände errichtet. Dort standen die Damen der höchsten Aristokratie in allen erdenklichen Verkleidungen und boten zu hohen Preisen ihre Waren an. Der Fürst hatte geschickt den Basar mit einem Ball verbunden, und nachdem die erste Sensation vorüber war, nachdem große Summen in den Verkaufsbuden eingenommen waren, widmete sich alles dem Tanz.

Vergeblich suchte Graf Ventura mit den Blicken Sherlock Holmes zu erreichen.

„Mir scheint, der Detektiv hat seine Kraft überschätzt,“ sagte er zu seiner Gemahlin. „Er wollte den Ball besuchen. Ich würde ihn in jeder Verkleidung ganz sicher erkennen, aber leider ist er nirgends zu finden.“

Die Gräfin sah mit müden Blicken um sich. Sie hatte mit ihrem Gatten in einer Loge Platz genommen, von der aus sie den ganzen Saal überschauen konnten. Wie oft hatte sie bei ähnlichen Gelegenheiten hier gefessen und hatte dem Gewühle zugehört, aus dem ihr Kind von Zeit zu Zeit auftauchte. Wie oft hatte sie Uda mit zärtlichen und stolzen Blicken verfolgt, wenn sie am Arme eines Tänzers dahinschlief!

Heute sollte sie sich an der Fröhlichkeit Fremder ergötzen!

„Ich fange an, jede Hoffnung aufzugeben,“ erwiderte sie mit blaffen Lippen.

Der Graf sah sie besorgt an.

„Was ist dir, Francesca? Du bist unnatürlich blaß.“

„Ich weiß es nicht. Mir ist heute so seltsam zu Mute!“ —

„Deine Augen erscheinen mir noch größer als sonst. Sie haben einen unheimlichen Glanz. Und deine Lippen sind bleich und blutleer.“

Sie antwortete nicht, nur ein müdes und trauriges Lächeln huschte über ihre Züge.

Die Lustbarkeit im Saale hatte ihren Höhepunkt erreicht. Mitternacht war vorüber. In einem feurigen Walzer flogen die Paare durch den Saal. Jetzt, als wieder eine Pause eingetreten war, sah man die hochgewachsene Gestalt des indischen Fürsten wieder durch den Saal schreiten und auf eine Dame zugehen, die bis jetzt keinen Tanz ausgelassen hatte. Sie saß auf einem schmalen Sofa im Empirestil. Das wundervoll geschnittene Gesicht war von der Aufregung gerötet und wurde durch zwei glänzende, tiefschwarze Augen belebt. Die marmorweiße Hand, auf der die Adern wie zarte Zeichnungen hervortraten, bewegte sich langsam mit dem Fächer auf und nieder. Hinter ihr stand Fürst Aliprandi über ihre Schulter gebeugt und unterhielt sich lebhaft mit ihr.

Sie bog den Kopf, der auf einem schlanken, langen Halse ruhte, etwas zurück und lächelte kokett zu dem Fürsten hinüber. In ihre Augen trat ein faszinierender Glanz, dem wohl nicht leicht ein Mann widerstehen konnte.

In diesem Augenblick nahte sich der Fremde.

Der Fürst verbeugte sich und ging einige Schritte auf ihn zu.

„Dürfte ich Sie bitten, Excellenz, mich Ihrer Dame vorzustellen?“ fragte der Indier mit einem weichen, fremdländischen Akzent in der Stimme. Die

junge Dame beobachtete ihn mit großen, forschenden Blicken, die sich fest an seine Augen hefteten. Ein sinnliches Lächeln umspielte dabei ihre Lippen.

„Mit Vergnügen, Durchlaucht,“ entgegnete der Fürst und stellte vor:

„Komtessa Jessica — Rajah Il Crisma.“

Die Dame neigte mit unnachahmlicher Grazie das Haupt, während sich der Inder tief und devot verbeugte.

„Darf ich Sie um die nächste Mazurka bitten, Komtessa?“

„Bitte, setzen Sie Ihren Namen auf die Karte, Rajah.“

Sie reichte dem Inder ihre Tanzkarte, und er schrieb mit steilen, sicheren Zügen seinen Namen hinein. Fürst Aliprandi entfernte sich, denn neue, verspätete Gäste waren angekommen. Der Inder nahm seinen Platz ein. Jede seiner Bewegungen war vornehm, sicher und ruhig. Während jeder Kavaliere, der sonst mit Komtessa Jessica sprach, sofort unter dem Einfluß ihrer Augen sich beugte, war es diesmal der Inder, in dessen Bann das schöne Mädchen geriet. Jeder aufmerksame Beobachter konnte das in ihren Blicken lesen.

„Sind Sie schon lange in Neapel, Fürst?“ fragte sie und sah ihn über den Fächer hinweg mit heißen Blicken an.

„Seit einigen Tagen, Komtessa.“

„Nun, wie gefällt es Ihnen bei uns?“

„Sehr gut, Komtessa. Auf meinen vielen Reisen bin ich hier zum erstenmal in ein Land gekommen, dessen Frauen mir so sympathisch sind wie die Töchter unseres paradiesischen Reiches. Zum erstenmal spiegeln sich meine Blicke in jenen samtlenen Augen, die die indischen Frauen auszeichnen.“

Die Dame lachte diskret.

„Seltsam, Fürst, daß Sie die Schönheit und den Wert eines Landes nach seinen Frauen bemessen! Ein Deutscher hätte sicherlich von unserer Armee, ein Engländer von unsern Pferden gesprochen. Sie aber denken sofort unserer Frauen.“

Ein feines Lächeln huschte über die feingeschnittenen Züge des indischen Fürsten.

„Wundert Sie das, Komtessa? Die Schönheit, die Kraft und der Stolz eines Landes liegen in den Augen der Frauen.“

Die Musik setzte ein. Der Fürst reichte seiner Dame galant den Arm, und im nächsten Augenblick reihten sie sich in die dahinsliegenden Paare ein.

Niemand beachtete den Zwischenfall, der sich inzwischen in einer der Logen abspielte.

Dort hatte die Gräfin Ventura sich erhoben und sagte zu ihrem Gatten:

„Laß uns nach Hause fahren, Luigi, mir ist nicht wohl.“

„Wie du willst, Francesca. Dein Aussehen erschreckt mich. Soll ich nicht einen Arzt zu Rat ziehen?“

Sie hatte sich erhoben und wollte die Loge verlassen, als sie plötzlich schwankte.

Der Graf ergriff ihre Hand. Sie war kalt wie Eis. Die Pupille wurde kleiner, alles Blut verließ ihre Wangen.

Sie wollte sprechen, doch sie schien nicht mehr die Kraft dazu zu finden. Vergebens suchte sie mit den Händen nach einem Halt — der Graf fing die Schwankende in seinen Armen auf.

In diesem Augenblick war ein junger Mann am Eingang der Loge erschienen. Sein schlanker Wuchs überragte alle Anwesenden um Haupteslänge, sein Gesicht schien aus Erz gemeißelt zu sein, die vorspringende Nase gab ihm etwas Kühnes, die Augen blickten wild und unheimlich. Er hatte die Arme verschränkt und schaute die Gräfin mit einem furchtbaren Blick an. Die halb Bewußtlose öffnete noch einmal die Augen, als übe jener Blick eine magnetische Kraft auf sie aus. Sie hatte den jungen Mann erblickt, richtete sich noch einmal auf, breitete die Arme nach ihm aus und rief mit lallender Stimme: „Luigi mein Luigi!“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, ihre Lippen öffneten sich abermals —, mit einem unterdrückten Schrei sank sie zu Boden.

Entsetzt blickte der Graf nach der Stelle, wo der junge Mann gestanden hatte, der einen so schrecklichen Eindruck auf seine Gattin gemacht hatte.

Er war verschwunden.

Nur ein einziger von den Gästen hatte die Szene beobachtet; das war der Inder gewesen, der, während er mit seiner Tänzerin dahinslog, keinen Blick von der Loge verwendet hatte.

Der Tanz war zu Ende, der Fürst führte die Komtessa zu ihrem Platz zurück, engagierte sie für den nächsten Tanz und bat sie dann, ihn für einige Augenblicke zu beurlauben. Ein anderer Kavaliere löste ihn in der Unterhaltung ab, und der Inder stürzte sofort nach dem Nebenzimmer, in welches der Graf und einige Diener die Ohnmächtige gebracht hatten. Niemand war anwesend als Fürst Aliprandi, der rasch von dem Unfall verständigt worden war.

„Besorgen Sie schnell einen Arzt,“ rief er einem der Diener zu. „Sagen Sie den Dienern draußen, es darf kein Wort von dem Unglücksfall verlauten, wir wollen ihn verheimlichen.“

Er wollte auch den indischen Fürsten hinausdrängen, doch dieser wies ihn mit einem stolzen Handbewegung ab.

„Hier ist kein Platz für Sie, Rajah,“ bemerkte auch Graf Ventura abweisend.

Da schob der Inder die Perle, die auf seiner Stirn befestigt war, zur Seite, und Graf Ventura erblickte eine schlecht verheilte Wunde.

„Mein Name ist Sherlock Holmes.“

Ehe sich die beiden Männer von ihrem Erstaunen erholen konnten, war der Detektiv neben der Gräfin niedergekniet. Nach kurzer Untersuchung erhob er sich und sagte, die rechte Hand der Regungslosen in der seinen haltend:

„Hier kommt jede Hilfe zu spät; die Gräfin ist bereits tot.“

Graf Ventura zuckte zusammen und sank schwer in einen Sessel.

„Unmöglich!“ rief Fürst Aliprandi, „sie war frisch und munter, als ich sie heute abend begrüßte.“

„An den Augen und an den Nägeln können Sie erkennen, meine Herren, daß die Gräfin einem Gifte zum Opfer gefallen ist,“ erklärte Sherlock Holmes mit ruhiger Bestimmtheit.

Der Graf sprang entsetzt auf.

„Das ist undenkbar! Ich habe die gleichen Speisen genossen wie sie. Niemand hat sich ihr nähern können. Seit einer Woche bin ich stets bei ihr gewesen.“

Wortlos zog Sherlock Holmes einen Ring von dem Finger der Toten.

„Kennen Sie diesen Ring?“

„Es ist der Ring meiner Tochter, den die Verbrecher heute morgen meiner Gattin zugesandt haben.“

Der Detektiv nickte ernst und traurig mit dem Kopf.

„Er enthält in seinem Innern ein Hautgift, dem die Gräfin Ventura erlegen ist. Sie ist das Opfer jener Leute geworden, die die Komtessa Uda entführt haben.“

Der Graf stöhnte qualvoll auf, und Fürst Aliprandi verhüllte sein Gesicht. Der Detektiv stand hochaufgerichtet mit zornfunkelnden Augen und zusammengekniffenen Lippen vor der Toten.

„Die Schurken arbeiten mit furchtbaren Mitteln,“ sagte er endlich leise. „Das konnte ich nicht erwarten und nicht wissen. Das ist ein Mord, wie er infamer und niedriger nicht gedacht werden kann, ein Mord aus feigem Hinterhalt. Das Maß jener Buben ist übervoll. Entweder ich siege und übe furchtbare Vergeltung, Graf Ventura, oder ich falle! Es ist hohe Zeit, daß ich mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, in den Kampf eintrete.“

Sanfaren brausten durch den Saal. Komtessa Jessica suchte mit den Augen nach ihrem Tänzer. Mit elastischen Schritten eilte er auf sie zu und flog im nächsten Augenblick mit ihr durch den Saal.

Das schöne Weib schmiegte sich in die starken Arme des Inder, der einen ungewöhnlichen Eindruck auf sie machte. Während er mit ihr tanzte, heftete er sein stahlhartes Auge auf sie, ohne es auch nur eine Sekunde abzuwenden. Sein Blick bohrte sich in ihre Augen und drang bis in die Tiefe ihrer Seele. Es war, als nehme der Wille ihres Tänzers Besitz von dem ihren, als fessele er ihre Seele und ziehe ihre Gedanken förmlich in sich ein. Halb willens, halb bewusstlos tanzte sie mit ihm dahin, das Haupt weit zurückgelehnt, völlig in seiner Gewalt. Sie bemerkte nicht, daß der Inder mit ihr dem Palmengarten zu tanzte, dessen kühles Dunkel sie alsbald umfing. Ein kalter Luftzug, der über ihre Schultern glitt, weckte sie aus ihrer leichten Betäubung. Sie schauderte zusammen. Der Inder stand neben ihr, ohne den Arm von ihrer Taille zu lösen.

„Sie sind ein lebendiges, geheimnisvolles Rätsel, Komtessa,“ flüsterte er und beugte sich zu ihr nieder. Sie fühlte seinen Atem und eine plötzliche Furcht überkam sie.

„Sie kompromittieren mich,“ stieß sie aufgeregt hervor, „lassen Sie mich in den Saal zurückkehren.“

„Sie sind meine Gefangene,“ erwiderte der Inder, und an dem Klang seiner Stimme merkte sie, daß er im Ernst sprach. „Ich lasse Sie nicht, ehe Sie sich nicht durch einen Kuß losgekauft haben.“

„Wo denken Sie hin, Rajah? Ist das so Sitte in Ihrem Lande? Lassen Sie mich, oder ich rufe um Hilfe.“

Der Inder lachte auf. Es war ein kurzes, scharfes Lachen. Im nächsten Augenblick hatten seine Arme ihre Gestalt umfaßt. Er beugte sich über sie und preßte seine rechte Wange auf ihre Lippen.

Sie schrie gellend auf. Im Tanzsaal entstand eine Verwirrung. Da raschelte es zwischen den Palmen, und ein junger Mann, derselbe, dessen Erscheinen einen so unheilvollen Eindruck auf die Gräfin Ventura gemacht hatte, stand drohend vor dem Detektiv. Seine Faust war zum Schlage erhoben.

„Elender! Sie wagen es, ein schutzloses Weib zu beleidigen?“

Doch ehe seine Faust herniedersinken konnte, hatte die rechte Hand des Detektivs sein Gelenk erfaßt und preßte es, daß sein Gegner die Zähne zusammenbiß.

„Ehren Sie mich nicht, schutzlose Frauen zu achten,“ entgegnete Sherlock Holmes mit zorniger Stimme. Gleichzeitig stieß er seinen Angreifer von sich, daß er einige Schritte zurücktaumelte.

Ein halbes Dutzend Herren eilten in den Palmensaal und gruppierten sich um die Streitenden. Auch Fürst Aliprandi erschien unter ihnen.

„Was ist hier vorgefallen, was gibt es?“ fragte er die Umstehenden.

„Dieser Elende hat die Komtessa beleidigt,“ rief der junge Mann.

„Ich bedauere, Sie nicht gezüchtigt zu haben dafür, daß Sie es wagten, die Hand gegen mich zu erheben,“ erwiderte Sherlock Holmes auf diese Anklage mit verschränkten Armen.

„Sie werden mir Genugtuung geben, indischer Gaukler!“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete Sherlock Holmes und verbeugte sich ironisch.

Die Lichter in dem Palmensaale flammten auf. Alle Herren gruppierten sich um den jungen Mann, den sie als Marquis Caserta ansprachen.

„Ich werde Ihnen heute nacht noch meine Zeugen schicken,“ schrie der Marquis.

„Ganz wie es Ihnen beliebt,“ entgegnete der Detektiv. Ein befriedigtes Lächeln erhellte sein Gesicht für einen Moment, als er jetzt beim Schein der Lampen in einen der großen Venezianerspiegel sah. Auf seiner Wange zeichneten sich wie ein Mal zwei Lippen ab. Komtessa Jessica war verschwunden. Sie hatte, gemäß der Mode der italienischen Damen, ihren Lippen noch mehr Frische verleihen wollen, als sie schon an sich besaßen, und sie leicht geschminkt. So hatten sie ihren Abdruck auf der Wange des Detektivs hinterlassen, der nichts anderes mit seinem Ueberfall beabsichtigt hatte.

Er übergab einem Freunde des Marquis seine Karte, auf der sein Name und das Hotel, in welchem er wohnte, stand, dann verließ er den Palast des Fürsten Aliprandi. Im Vestibül erwartete ihn sein indischer Diener mit einem prachtvollen Zobelpelz, den er seinem Herrn um die Schultern hing.

„Sei vorsichtig, Harry, daß du die rote Spur auf meiner Wange nicht verwischst,“ flüsterte Sherlock Holmes.

„Ich bin mit meinem Erfolg zufrieden.“

4. Kapitel.

Die Here von Neapel.

Kaum war Sherlock Holmes zu Hause angekommen, da übertrug er die Spur der Lippen seiner Wange auf eine Glasplatte und photographierte sie.

„Es stimmt genau,“ rief er. „Komtessa Jessica ist die Mörderin des Barons Arnaboldi. Sie hatte unter allen Frauen, die ich auf diesem Balle gesehen habe, die schönsten, prachtvoll gezeichneten Lippen. Auch das Eintreten des Marquis Caserta, sein plötzliches Auftauchen ist verdächtig. Wir wollen sehen, wie die Sache sich weiter entwickelt.“

Etwa um drei Uhr morgens erschienen zwei italienische Aristokraten in dem Hotel. Sherlock Holmes

hatte den Portier und das Personal verständigt, daß er als Fürst Il Crisma zu sprechen sei.

Die Herren gaben ihre Karte ab, und Harry führte sie in das Empfangszimmer des Detektivs.

„Wir kommen im Auftrage unseres Freundes, des Marquis Caserta,“ begann der eine, „der Marquis fühlt sich durch Ihr Benehmen und durch Ihre Worte aufs tiefste beleidigt und fordert Sie zum Zweikampf herans. Nehmen Sie die Forderung an?“

Sherlock Holmes verbeugte sich lächelnd.

„Selbstverständlich.“

„Als beleidigtem Teil steht dem Herrn Marquis die Wahl der Waffen frei. Ich denke, daß Sie gegen diese allgemein gültige Regel des Duells nichts einzuwenden haben.“

Sherlock Holmes machte eine zustimmende Bewegung.

„Der Marquis hat uns aufgetragen, Ihnen folgendes zu unterbreiten: Das Duell wird mit geschliffenen, krummen Säbeln ausgefochten. Es soll so lange dauern, bis eine der beiden Parteien kampfunfähig ist. Sollten die beiden Gegner mit dieser Waffe nicht zum Ziele kommen, so hat nach einer halben Stunde an Stelle der Säbel die Pistole zu treten. Auf Entfernung von fünf Schritten findet Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit einer Partei statt. Sind Sie damit einverstanden, Fürst?“

In dem scharfgeschnittenen Gesicht des Detektivs suchte keine Miene.

„Selbstverständlich, meine Herren. Wäre es übrigens nicht ganz zweckmäßig, wenn wir uns mit Kanonen beschießen würden?“

Die beiden Herren machten ernste Gesichter; sie waren äußerst indigniert über diese merkwürdige Aeußerung, doch gingen sie darüber hinweg, und der erste Sprechende fuhr fort:

„Der Herr Marquis läßt Ihnen noch einen Vorschlag machen, den Sie annehmen können oder nicht, ganz wie Sie wollen. Er hält nämlich eine Aufschubung des Duells für unzweckmäßig. Da es höchstens noch eine Stunde bis Sonnenaufgang währt, so läßt Ihnen der Herr Marquis vorschlagen, als Zeitpunkt des Duells die sechste Morgenstunde zu wählen. Sie haben noch drei Stunden Zeit, um sich vorzubereiten, Fürst. Nun ist aber noch eine Schwierigkeit zu beseitigen. Die Möglichkeit einer Ueberraschung durch die Polizei, die von der Sache sicher bereits Wind bekommen hat, wäre nicht ausgeschlossen. Wir haben unverbrüchliches Schweigen gelobt und würden Sie, falls Sie den Marquis töten, niemals verraten. Dasselbe Gelöbniß verlangen wir von Ihrem Sekundanten. Der Arzt, welcher dem Duell noch beiwohnen wird, weiß nicht, um wen es sich handelt. Um eine Verfolgung durch die Gerichte unmöglich zu machen,

läßt Ihnen der Herr Marquis vorschlagen, daß beide Parteien das Gesicht unter einer Samtmaske verbergen. Sind Sie damit einverstanden?"

Sherlock Holmes nickte zustimmend.

"Dann schlagen wir Ihnen als Schauplatz des Duells die Katakomben von San Gennaro dei Poveri vor. Falls Sie auch gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden haben, so ist unser Geschäft erledigt. Die Waffen und den Unparteiischen stellen wir selbst."

"Die Bedingungen sagen mir alle zu, meine Herren, und ich bewundere nur die Umsicht, mit der Sie in solcher Schnelligkeit ihre Maßregeln haben treffen können," entgegnete der Detektiv und wandte sich an Harry:

"Selim, geleite die Herren hinaus."

Kaum hatten die Männer das Hotel verlassen, da setzte sich Sherlock Holmes vor seinen Schminktisch und zerstörte die prachtvolle Maske, die ihn an diesem Abend völlig unkenntlich gemacht hatte.

"Du wirst dich jetzt in einen vollendeten Kavaliere verwandeln, Harry," sagte er zu seinem Gehilfen. "Wirf dich in Frack und lege eine weiße Binde an. Es wird auch gut sein, wenn du dich noch einmal rasch rasierst, damit du mit diesen italienischen Gentlemen auch konkurrieren kannst."

"Was habe ich zu tun?" fragte Harry unsicher, denn ihm kam die ganze Geschichte nicht recht geheuer vor.

"Du wirst mein Sekundant sein!"

"Aber, Mr. Holmes, ich kann wohl hagen, und habe auch in letzter Zeit das Dschiu-dschitsu gelernt, aber mit krummen Säbeln fechten kann ich nicht."

"Das macht nichts. Ich habe es in meiner Jugend gelernt und hoffe, dem Herrn Marquis einen ebenbürtigen Gegner zu stellen. Du hast weiter nichts zu tun, als dich mit dem Säbel an meine linke Seite zu stellen und acht zu geben, daß mir der tapfere Italiener nicht unversehens in den Leib sticht. Das würde nämlich nach den Duellgesetzen nicht gelten. Uebrigens werde ich ihn gar nicht dazu kommen lassen. Du hast weiter nichts zu tun, als eine Statistenrolle zu spielen und damit wirst du dich ja wohl abfinden."

Dann öffnete der Detektiv einen großen Koffer und entnahm ihm eine schwarze Samtmaske, die er sich vors Gesicht band.

"Einen besseren Vorschlag hätten mir die Herren gar nicht machen können, nun bin ich doch nicht mehr gezwungen, in irgendeiner Maskerade aufzutreten. Eile dich, Harry, wir haben nicht viel Zeit zu verlieren."

Ein prachtvoller Morgen war über Neapel heraufgezogen. Die Fenster des Castel Sant' Elmo glühten wie goldene Spiegel im Glanz der Morgensonne, und die Felseninsel des Castel dell' Ovo schwamm in

einem Meer von Purpur. Die goldene Spitze der Mergelina grüßte die beiden Männer, die in einem Automobil nach dem Hospiz San Gennaro di Poveri rasten. Noch hatte sich kein Laden der Strada di Roma geöffnet, kein Müßiggänger ließ sich auf den einsamen Straßen sehen.

Fünf Minuten vor sechs erreichte Sherlock Holmes, der das Automobil selbst lenkte, das Hospiz. Einige Meter davon entfernt stieg er mit Harry eine Steintreppe hinab, die auf eine breit auslaufende Galerie führte.

Die Katakomben, die aus der altchristlichen Zeit stammen, sind links und rechts durch Grabgewölbe unterbrochen und mit alten Malereien verziert.

In dem Hauptgang, der in drei Treppen auslief, erwartete die feindliche Partei bereits ihre Gegner. Alle Männer hatten Samtmasken vor den Gesichtern. Sherlock und Harry, die gleichfalls die Gesichter unter schwarzen Masken verborgen hatten, schritten auf die Gruppe zu.

Die Katakomben wurden durch Fackeln erleuchtet, welche zwei Begleiter des Marquis Caserta trugen. Sie warfen ihr unheimliches Licht gerade so weit, daß die beiden Gegner sich in die Augen sehen konnten. Wohin der Lichtschein fiel, da sah man Grabinschriften. Zwischen zwei geborstenen Steinen blickte ein Totenkopf mit hohlen Augen auf die Männer hinab. Hinter dem Marquis zweigten aus dem Haupteingang dunkle Nebengänge ab.

Einer der Begleiter des Marquis, der als Unparteiischer fungierte, trat jetzt in die Mitte der beiden Männer und sagte:

"Ich will meiner Pflicht kurz genügen. Wollen die beiden Herren sich versöhnen?"

Beide schüttelten den Kopf.

Da griff der Kavaliere in einen der beiden Kästen, die an die Wand gelehnt waren, und entnahm ihm zwei krumme Säbel. Jedem der beiden Gegner reichte er einen.

Sowohl der Marquis Caserta wie der Detektiv hatten ihre Oberkleider abgeworfen und standen nun mit nackten Oberkörpern einander gegenüber.

Die Sekundanten traten mit ihren Waffen neben die Kämpfer, und der Unparteiische kommandierte:

"Eins, zwei, drei! Los!"

Die Säbel klirrten aufeinander, fingen sich, flohen sich, pfffen durch die Luft und verließen sich nicht mehr. Taktmäßig klirrten die Eisen gegeneinander.

Es war nicht das erste Duell, welches Sherlock Holmes im Dienste der Gerechtigkeit ausfocht. Er war ein ausgezeichnete Fechter und versäumte nie, diese Kunst immer wieder zu üben. Doch gleich beim ersten Angriff mußte er bemerken, daß auch Marquis Caserta einer der besten Fechter war, die es über-

haupt geben konnte. Er focht ruhig, selbstbewußt, geschickt und mit Kunstgriffen, durch die er versuchte, seinen Gegner in Verwirrung zu bringen.

Doch das gelang ihm nicht.

Etwa zehn Minuten mochte der Kampf bereits gewährt haben, da holte der Marquis zu einem wütenden Hieb aus. Blitzschnell legte sich der Detektiv in die Parade, der Säbel fuhr nieder —, da brach die Klinge, die Sherlock Holmes in Händen hatte, entzwei. Gleichwohl war der Hieb seines Gegners abgeglitten. Der Unparteiische tat nichts, das Duell zu unterbrechen, und der Sekundant des Marquis regte sich nicht, als dieser gegen alle Regeln des Duells zu einem neuen Hieb ausholte, um seinen nun wehrlosen Feind zu töten. Sherlock Holmes machte eine Bewegung, um dem Hieb auszuweichen, doch im selben Augenblick fuhr auch schon die Klinge seines treuen Harry dazwischen und fing den Hieb des Marquis auf.

„Das war eine Gemeinheit,“ schrie Harry Tagon in ehrlicher Wut und machte Miene, sich nun selbst auf den heimtückischen Gegner zu stürzen. Sherlock Holmes hielt ihn jedoch zurück, und nun fanden es auch der Unparteiische und der Sekundant der Mühe wert, einzugreifen.

„Wenn die Herren einverstanden sind, so lasse ich eine Pause von fünf Minuten eintreten,“ sagte er. „Da das Duell durch die Klängen unentschieden ist, schlage ich vor, daß die Herren zu den Pistolen greifen.“

Der Marquis nickte, zog seinen Rock an und verschwand in einem der Seitengänge.

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden,“ entgegnete Sherlock Holmes.

Die Pause war um. Der Marquis trat wieder vor und nahm eine Pistole aus der Hand des Unparteiischen entgegen, die dieser aus dem zweiten Kasten genommen hatte. Dann empfing auch der Detektiv seine Waffe.

„Achtung, fertig! Eins, zwei —“

„Halt!“ rief Sherlock Holmes. „Sie haben vergessen, meine Herren, meine Pistole zu laden.“

Mit einem verbindlichen Lächeln reichte der Detektiv dem Unparteiischen die Waffe hin.

Es war nicht möglich, zu erkennen, welche Gesichter die Beteiligten machten, denn alle steckten hinter schwarzen Masken.

„Das ist fatal,“ murmelte der Unparteiische, „wir haben keine Pistole mehr.“

„Das schadet nichts,“ entgegnete der Detektiv. „Ich habe eine Pistole zur Vorsicht in meine Tasche gesteckt und habe auch dafür gesorgt, daß sie geladen ist.“ —

Damit griff er in die Tasche und zog eine Pistole

hervor. Totenstille folgte seinen Worten. Niemand wagte, ihm zu widersprechen. Beide Männer hoben die Arme mit der Waffe in die Luft. Der Marquis hatte als der beleidigte Teil den ersten Schuß. Der Unparteiische kommandierte:

„Eins, zwei, drei! — Los!“

Die Hand des Marquis mit der Pistole sank herab. Er zielte vorsichtig, scharf und bedächtig. Der Schuß krachte — aller Augen wandten sich auf Sherlock Holmes.

Einen Schritt trat der Detektiv zurück und schwankte. Einige Tropfen Blut färbten seine Wange, und schon wollte der Arzt hinzuspringen, da richtete sich der Detektiv wieder hoch auf.

„Nur ein Streifschuß, der meine linke Wange etwas lädiert hat,“ sagte er lächelnd. „Herr Unparteiischer, ich bitte ums Kommando.“

Niemand wagte zu atmen. Als das Kommando verklungen war, senkte sich der Arm des Detektivs mit der Pistole. Er zielte kaum eine Sekunde — dann krachte der Schuß. Der Marquis warf die Arme in die Höhe, drehte sich um sich selbst, machte einen Sprung und stürzte zu Boden.

Der Arzt eilte hinzu und riß die Weste des Regungslosen auf. „Ein Herzschlag!“ sagte er kurz.

Die Maske fiel vom Gesicht des Toten; Sherlock Holmes warf einen Blick darauf und sagte kurz:

„Das ist ja gar nicht der Marquis Caserta. Ich bedauere, meine Herren, daß Sie sich zu diesem Betrug hergegeben haben.“

Ein Blick auf die bestürzten Bewegungen der Freunde des Marquis verriet dem Detektiv, daß diese selbst das Opfer einer Täuschung geworden, die durch die Maske möglich gemacht worden war. Er warf seinen Mantel um und verließ die Katakombe durch jenen Gang, in dem sein Gegner nach dem Säbelgefecht verschwunden war.

„Ich habe den Betrug geahnt,“ sagte der Detektiv zu Harry, als sie die Steintreppen hinaufstiegen, die sie an einer andern Seite wieder ans Tageslicht emporführten. Er zog die Uhr.

„Wir wollen in unser Hotel zurückfahren und frühstücken.“

Zu Hause angekommen, nahm Sherlock Holmes den „Corriere di Tribunale“ vor. Ein fettgedruckter Artikel interessierte ihn so sehr, daß er sein Frühstück stehen ließ, um sich in den Inhalt des Blattes zu vertiefen. Seit Tagen brachten die Zeitungen spaltenlange Artikel über die Affäre Ventura. In der Morgenausgabe des „Corriere di Tribunale“ war der Tod der Gräfin Ventura, der auf so geheimnisvolle Weise erfolgte, geschildert, und auch der Zwischenfall auf dem Ball des Fürsten Aliprandi wurde den Lesern aufgetischt. Zum Schluß hieß es:

„Ein Leser unseres Blattes teilt uns mit, daß die Ereignisse im Hause des Grafen doppelt interessant seien, weil sie von der alten Giovanna vorhergesagt wurden. Die Aufgeklärten werden zwar über diese Mitteilung lachen, die Einsenderin versichert uns aber, daß sie selbst aus dem Munde Giovannas die Prophezeiung vernommen hätte. Die alte Giovanna hat ja schon so vieles vorhergesagt, was wirklich eingetroffen ist; es scheint daher wirklich, daß sie mit prophetischer Kraft begabt sei. Was Wahres an der Sache ist, überlassen wir der Beurteilung unserer Leser.“

Sherlock Holmes warf das Blatt ärgerlich auf den Tisch.

„Ohne diese Sensation, in der sich die Journalisten gefallen, wäre unsere Arbeit wahrlich um ein Bedeutendes leichter,“ sagte er zu Harry. „Hast du schon einmal gehört, wer diese alte Giovanna ist?“

„Nein, Metster.“

„Sie scheint eine stadtbekannte Persönlichkeit zu sein. Jedenfalls müssen die Leser des ‚Corriere di Tribunale‘ sie kennen. Klingele einmal dem Kellner.“

Harry führte den Befehl des Detektivs aus, und der Kellner, ein echter Neapolitaner, trat fast sofort lautlos ein.

„Kennen Sie die alte Giovanna?“ fragte Sherlock Holmes.

Der Kellner machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Freilich! Die ist ja stadtbekannt — sie ist eine Hege!“

Sherlock Holmes lachte.

„Warum nicht gar? Glaubt man hier noch an Hegen?“

„O, spotten Sie nicht, mein Herr. Ich bin seit ungefähr zehn Jahren in Neapel und war stets in diesem Hotel bedienstet. Sehen Sie, damals — wie gesagt, vor zehn Jahren — kam die alte Giovanna in die Stadt. Ich glaube, heute weiß noch kein Mensch, wie sie eigentlich heißt, wer sie ist und was sie treibt. Sie mietete sich draußen bei Bosco Trecafe ein kleines Haus — kein Mensch weiß, von welchem Gelde. Dort haust sie nun schon seit zehn Jahren. Eigentlich ist das Häuschen eines der schönsten in ganz Neapel. Wilder Wein hat sich daran emporgerankt und hat das ganze Haus förmlich unter seinen Blättern begraben. Von den Fenstern aus sieht man direkt den Gipfel des Vesuvs. Kein Fremder kommt an dem geheimnisvollen Häuschen, von dem man nur ein paar trübe Fensterscheiben sieht, vorbei, ohne zu fragen, was es damit für eine Bewandnis hat. Die Führer gehen nicht gerne dort vorüber, die Knaben verlegen niemals dorthin ihre Spiele, und jeder Neapolitaner bekreuzigt sich, wenn er an dem Hause vorbei muß. Ich sage Ihnen, Herr, sie ist eine Hege und es bleibt dabei.“

Sherlock Holmes war aufmerksam geworden. Er sah eine Weile zu Boden, dann fragte er:

„Das muß aber doch irgendeinen Sinn haben. Die Tatsache allein, daß die Alte sich dort eingemietet hat und vermutlich mit niemandem verkehrt, kann doch nicht hinreichen, um sie zu einer Hege zu stempeln.“

„Wo denken Sie hin, Signor! Sie tötet alle Menschen, die in ihre Nähe kommen.“

„Wieso? Sind schon Menschen in ihrem Hause umgekommen?“

„Ja, Herr, drei. Seitdem wagt niemand mehr, zu ihr zu gehen. Nur dann und wann findet jemand den Mut, sich von ihr das Schicksal vorherzusagen zu lassen. Diese Leute läßt sie wieder aus dem Hause gehen. Wer ihr aber ein Leid zufügen will, den tötet sie, ohne daß man ihr etwas anhaben kann.“

„Sie reden in Rätseln,“ entgegnete Sherlock Holmes. „Wenn sie Menschen umgebracht hat, wird man sie doch zur Rechenschaft ziehen.“

„Gewiß. Aber das Gericht mußte sie freisprechen, weil man nicht nachweisen konnte, daß sie die Leute getötet hat.“

Lassen Sie sich's erzählen. Da war einmal ein Mann, der Geld von ihr forderte. Er ging ins Haus und sprach mit ihr einige Worte. Sie saß am Feuer und rührte sich nicht. Kein Mensch war bei ihr. Der Mann erhielt plötzlich einen Schlag von rückwärts, der ihn zu Boden warf. Die Hege ging ganz ruhig zur Polizei und sagte, man möge den Mann holen, der Schlag hätte ihn getroffen. Man konnte tatsächlich nichts an ihm entdecken. Keine Wunde, nichts, gar nichts. Damals schöpfte man noch keinen Verdacht. Da kam einmal der Polizeisergeant zu ihr wegen ihrer Papiere. Er geriet mit ihr in Streit, sie gab ihm einen Stoß, er erhielt einen furchtbaren Hieb, der ihn bewußtlos niederwarf. Nachts kam er wieder zu sich, und es gelang ihm, aus dem Haus zu kriechen. Seitdem ist er gelähmt, und niemand kann ihm helfen. Der dritte war wieder ein Gendarm, der ebenfalls von einer unsichtbaren Gewalt einen Hieb erhielt und tot liegen blieb. Sie wurde verhört, man mußte sie aber wieder in Freiheit setzen, denn sie ist eine Hege. In ganz Neapel weiß man, daß sie eine Hege ist. Und ich wiederhole es immer wieder. Oder glauben Sie, Herr, daß ein Mensch, der nicht mit dem Teufel ein geheimes Bündnis geschlossen hat, einen andern Menschen töten könnte, ohne ihn zu berühren?“

Sherlock Holmes antwortete nicht. Er saß unbeweglich auf seinem Platz und starrte geradeaus zum Fenster hinaus. Der Kellner entfernte sich wieder, aber der Detektiv regte sich nicht. Plötzlich sprang er auf und sagte zu Harry:

„Richte mir meinen Schminkkasten und die Perücken her.“

Harry gehorchte. Sherlock Holmes verschwand in dem Nebenzimmer, und es vergingen etwa zwei Stunden, bis er zurückkam. Als er die Tür öffnete und Harry einen Blick auf ihn warf, machte er Miene, ihm entgegenzueilen.

„Graf Ventura!“ entschlüpfte es seinen Lippen.

„Mir scheint, die Maskerade ist mir geglückt,“ sagte der große Detektiv lächelnd. „Wenn sie kein Meisterstück wäre, Harry, dann gingen wir auch ohne Zweifel einer unangenehmen Stunde entgegen. Ich hoffe aber, sie wird nichts bemerken.“

„Wer, Meister?“

„Die Here von Neapel.“

„Die alte Giovanna? Wir wollen zu ihr gehen?“

„Gewiß. Oder fürchtest du dich auch vor der Here?“

Harry lachte und griff nach Hut und Mantel. Im Automobil fuhren der Detektiv und sein Gehilfe bis nach Bosco Trecese, und dort ließen sie sich von einigen Landleuten den Weg zu dem Häuschen der Here zeigen. Die Bauern machten bei ihren Fragen bestürzte Gesichter, die Weiber bekreuzigten sich.

„Wollen Sie nicht meine Begleitung annehmen?“ fragte ein stämmiger Landgendarm entgegenkommend.

Sherlock Holmes lehnte ab.

„Ich glaube nicht, daß sie mir etwas zuleide tun wird,“ sagte er und schritt mit Harry auf das Häuschen zu, das nach einer kurzen Wanderung von etwa zehn Minuten vor ihnen auftauchte.

Ehemals mochte hier ein Wald gestanden haben; man sah verdorrte Baumstümpfe und zwischen ihnen öde Heide. In der Mitte wuchs das unheimliche Häuschen empor. Wie der Kellner erzählt hatte, sah man eigentlich nur einige Fenstercheiben, die sicherlich seit zehn Jahren nicht mehr gereinigt worden waren. Der Schornstein allein ragte aus dem Gewirr des wilden Weins empor. Nichts verriet, daß die Zivilisation und die Aufklärung hier Wurzel gefaßt hätten. Einzig die Telegraphendrähte, die über das Häuschen hinweggingen, gaben Kunde davon, daß menschliche Wohnstätten sich in der Nähe befanden.

Nichts regte sich, kein Hund bellte, keine menschliche Stimme ließ sich vernehmen; alles war wie ausgestorben. Sherlock Holmes ging auf die Gartentür zu und öffnete sie; doch vergeblich rief er laut den Namen Giovanna, vergeblich rüttelte er und polterte laut an der Tür — keine Antwort ertönte. Da schritt er kurz entschlossen den Garten hindurch, stieß die Haustür auf und stand im selben Augenblick in einem großen Raum. In der Mitte der Decke war eine schwere, eiserne Kette befestigt, an der ein mächtiger kupferner Kessel hing, unter dem ein helles Feuer

brannte, und in dem Gefäß brodelte und zischte es. Ein paar Katzen stellten sich fauchend, mit gekrümmtem Rücken den Eindringlingen entgegen.

Der ganze Raum machte den Eindruck von ekelhafter Unsauberkeit. Der Schmutz lagerte fingerdick auf allen Gegenständen. In einer Ecke saß eine Eule und verzehrte ihr Mahl, eine Maus, die sie mit ihren Fängen zerhackt hatte. Es war fast dunkel hier, und nur der Schein des Feuers erhellte den Raum zur Not. Nachdem sich die Augen an das Dämmer gewöhnt hatten, sah Sherlock Holmes sich einem häßlichen, alten Weibe gegenüber, deren abgemagerter Leib in schmutzige Lumpen gehüllt war. Nur einen flüchtigen Blick hatte sie auf den Eintretenden geworfen, da fuhr sie mit einem unterdrückten Schrei in die Höhe. Ihr fleischloser Körper dehnte und reckte sich; sie streckte den Kopf vor, als könnte sie nicht glauben, daß der Mann, der da vor ihr stand, wirklich Graf Ventura sei. Ihre Augen traten förmlich aus den Höhlen, ihre Hände, an welchen die ungepflegten Nägel wucherten, streckten sich ihm entgegen wie Krallen, zogen sich aber, als sie die regungslose Haltung des Grafen bemerkte, sofort wieder zurück.

Ein hämisches Lächeln verzerrte ihr häßliches Gesicht, das aber selbst in seiner jetzigen Gestalt noch die Spuren ehemaliger Schönheit erkennen ließ, ein Fauchen kam über ihre Lippen.

„Was sucht denn der ehrenwerte Herr Graf bei der Here?“ fragte sie, „hat sich Graf Ventura nicht geschämt, der Stadt Neapel das Schauspiel seiner Demütigung zu geben?“

Sherlock Holmes zuckte die Achseln. Seine Gestalt schien in sich zusammenzusinken; leise sagte er:

„Ich möchte mein Schicksal hören, Giovanna.“

Schneidend lachte die Alte auf:

„Schicke den Burschen fort, Graf Ventura, den du da bei dir hast.“

Sherlock Holmes überlegte einen Moment, dann sagte er kurz:

„Er muß bei mir bleiben. Er ist mein Diener, er darf alles hören.“

Sie kauerte sich wieder zusammen.

„Aber ich will es nicht! Schick ihn fort!“ Sie sprang auf und ging mit raschen Schritten auf Harry zu, der erschreckt vor ihr bis an das Gitter, welches in die Wand eingelassen war, zurückwich.

„Du sollst fortgehen!“ schrie die Alte wütend. Im selben Augenblick erhielt Harry einen furchtbaren Schlag, daß ihm die Sinne zu schwinden drohten. Sherlock Holmes hatte blitzschnell nach ihm gegriffen und riß ihn zurück.

„Das ist noch gut abgelaufen, Harry“ sagte der Meister und führte ihn zu einem Schemel, auf den

sich der Schwankende kraftlos niederfallen ließ, denn er war nicht mehr imstande, sich auf den Beinen zu halten. Mit Staunen sah er, daß Sherlock Holmes Gummihandschuhe über die Hände gezogen hatte.

Auch die Alte hatte es bemerkt. Sie warf Holmes einen halb giftigen, halb scheuen Blick zu und humpelte wieder in ihre Ecke.

„Du willst dein Schicksal hören, Graf Ventura?“ fragte sie dann mit krächzender Stimme. Sherlock Holmes nickte, zog den Handschuh von der rechten Hand und reichte sie der Heze hin.

„Lies, was du in den Zeichen findest.“

Sie ergriff die Hand mit ihren schmutzigen, fleischlosen Fingern und sah darauf nieder.

Ihr Gesicht war voll Bosheit und Tücke.

„Das Schicksal war dir nicht wohlgesinnt, Graf Ventura. Ich lese es in deiner Hand. Wohl, erst war Glück und Segen in deinem Hause. Du hast ein schönes Weib gehabt, das ist tot. Du hast eine herrliche Tochter gehabt. Sie stirbt, wenn sie nicht um diese Zeit bereits aufgehört hat, zu leben. Du selbst, Graf Ventura, bist dem Tode geweiht. Nicht wahr, du erzitterst, du bebst? O, die Gefahr ist nahe. Entsetzlich nahe. Du wirst ihr nicht entrinnen, sie umschlingt dich, wie ein festes Netz den gefangenen Fisch. Du stehst mitten in ihr. Du kannst beten, fluchen, aber alles ist vergebens. Du mußt sterben! So ist es beschlossen!“

Der falsche Graf Ventura hob den Kopf.

„Von wem?“

Die Frage schien die Alte zu verwirren. Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Von dem Schicksal.“

Graf Ventura zog finster die Brauen zusammen.

„Ist dein Sohn das Schicksal, Giovanna?“

Sie horchte auf. Ihr Rücken krümmte sich. Sie zog sich scheu einige Schritte zurück, den Detektiv mit verworrenen Blicken messend.

„Mein Sohn? Wer sprach von meinem Sohne?“

„Ich.“

„Hast du ihn gesehen?“

„Ja. Ich habe ihn an der Ähnlichkeit mit mir erkannt. War er gestern nicht auf dem Ball in dem Palaste des Fürsten Aliprandi? Du weißt doch alles, Giovanna, also mußt du auch das wissen.“

„Du hast ihn erkannt, Graf Ventura? An der Ähnlichkeit mit dir? Es ist wahr, er gleicht dir, wie ein Ei dem andern. Heute wohl nicht mehr. Aber damals, damals warst du genau so, wie er. Ach damals, Elender! — Verräter! — kannst du dich noch erinnern? Reicht dein Gedächtnis noch dreißig Jahre zurück?“

War ich nicht schön? Sage, gestehe, ob ich schön war! Wie? Du schweigst? Gib mir Antwort! Ich war

das schönste Mädchen von Messina, überhaupt von ganz Sizilien. Ist es nicht so?“

„Es ist so!“

„Ah — nicht wahr, du gestehst es zu? Ach, ich war glücklich! Nichts fehlte zu meinem Glück. Ich war schön, reizend, liebenswürdig. Die Männer verehrten mich. Ich hatte einen Vater. Er war ein ehrlicher, braver Mann, bis die Unruhen kamen. Du wirst sagen, er sei ein Mörder gewesen. Ihr nennt es so! Wißt ihr, was der Hunger ist? Wißt ihr, was es heißt, wenn das Brot am Tische fehlt? Wenn alles verloren ist? Wenn die Not an die Tür pocht, während ihr draußen schwelgt und prast unter dem Schutz der Bajonnette? Die Not war unter uns, da brach der Aufstand los. Du hast ihn mit Waffengewalt unterdrückt. Mein Vater wurde gefangen, weil er drei Carabinieri erschossen hatte. Weißt du noch, wie ich um sein Leben gebettelt habe? Weißt du noch, wie ich zu deinen Füßen lag? Du versprachst mir sein Leben. O, du versprachst mir noch viel mehr. Du versprachst mir alles, was ich mir wünschte. Da wurde ich deine Geliebte. Am nächsten Morgen wurde mein Vater gehängt. Ich wundere mich, daß ich dich nicht damals schon umgebracht habe. Aber die Schande, die Schmach drückte mich zu Boden und raubte mir alle Kraft. So blieb ich denn, was ich geworden war, deine Geliebte, eine Dirne, bis der Tag kam, wo du mich von dir stießest, wo du mich verlassen hast mit zwei Kindern, deren Vater du warst.“

Erinnerst du dich, Luigi? Damals schwor ich im Namen des Himmels und der Hölle, daß ich furchtbare Rache an dir nehmen würde. Es genügte mir nicht, dich zu töten. Aus dem Schoße des Glücks wollte ich dich reißen und in den Abgrund des Leides schleudern. Doch nicht ich wollte es sein, die das Verderben über dich brachte: dein eigen Fleisch und Blut sollte dich vernichten, dein eigen Fleisch und Blut sollte die Rache an dir vollziehen.“

„Ist es denn nicht möglich, daß du Mitleid mit mir empfindest?“ fragte der falsche Graf Ventura in weichem Ton.

„Mitleid?!“ schrie die Alte auf. „Hast du Mitleid mit mir empfunden, als du mich in die Welt hinausstießest vaterlos, brotlos, verlassen? O, deine Kinder haben außergewöhnliche Talente besessen! Wahrlich, ich liebe sie! Aber ich weiß nicht, was größer ist, meine Liebe zu ihnen oder mein Haß gegen dich! Niemand soll geschont werden! Weder du, noch die deinen!“

Sherlock Holmes zog einen Revolver aus der Tasche.

„Und wenn ich dich nun hier niederschleße, elende Heze?“

„Dann wird mein Sohn mich rächen! Du wirst deinem Schicksal nicht entgehen!“

Mit diesen Worten gab sie Holmes unversehends einen Stoß, daß der Detektiv zurücktaumelte und mit der Hand einen Halt hinter sich suchte.

Die Alte stand lauernd da und krümmte den Rücken wie eine Katze. Als sie sah, daß der Mann ruhig wieder vorwärts trat, da schlug sie die Hände zusammen.

„Wie? Habe ich denn meine Macht verloren?“
Sherlock Holmes lächelte finster:

„Du kannst deine Macht so lange ausüben, bis sie an der Aufklärung des gesunden Menschenverstandes scheitert. Deine Drohungen werden nicht in Erfüllung gehen! Der Same, den du gesät hast, wird blutige Früchte tragen!“

Das Verbrechen des Grafen Ventura mag groß sein, aber er hat schwer gesühnt. Nun ist es genug der Frevel! Verworfene! Dein Sohn und deine Tochter werden an deinen Racheplänen selbst zugrunde gehen.“

Das Weib stieß ein heiseres Schreien aus.

„Versuch's! Versuch's! Du sollst verflucht sein! Verflucht in alle Ewigkeit!“ Sie wandte sich mit einem höllischen Gelächter ab und verschwand in einem Nebenraum. — —

„Kannst du laufen, Harry?“ fragte der große Detektiv seinen Gehilfen, der noch immer ziemlich matt auf der Bank saß. Der junge Mann sprang auf die Beine.

„Ja, es geht, Meister, doch fühle ich mich noch wie gelähmt.“

„Komm, ich stütze dich!“ Sherlock Holmes schob seinen Arm unter den seines Gehilfen und verließ mit ihm das geheimnisvolle Haus. Das Gehen tat Harry wohl, die frische Luft stärkte ihn, und allmählich gewann er wieder die Herrschaft über seine Kräfte und Gliedmaßen.

„Ich weiß nicht, was das war,“ sagte er. „Doch ich fühle, daß ich verloren gewesen wäre, wenn Sie mich nicht rechtzeitig aus den Krallen einer fürchterlichen Macht gerissen hätten!“

„Diese fürchterliche Macht wird von den Menschen beherrscht und ist von diesem abscheulichen Weibe und ihrem verwegenen Sohne in den Dienst des Verbrechens gestellt worden. Die Erzählung des Kellners heute morgen brachte mich schon auf die richtige Idee. Ich will dir die Lösung des Rätsels geben.“

Der Detektiv blieb stehen und wies mit dem rechten Arm zurück nach dem Häuschen, das wieder scheinbar leer und ausgestorben hinter ihnen lag.

„Du siehst die Telegraphenleitung, die über dem Hause hinweggeht? Im Laufe der Jahre ist der wilde Wein immer höher und höher gewachsen und hat

schließlich die Telegraphenleitung berührt. Pflanzen sind keine schlechten Leiter der Elektrizität, durch die Verbindung mit den Telegraphendrähten ist das ganze Haus elektrisch geladen. Sobald jemand darin irgendein Stück Eisen berührt, erhält er einen elektrischen Schlag, der je nachdem stärker oder schwächer ist. Es kommt eben ganz darauf an, in wie starke Berührung der Betreffende mit einem Gitter oder einem Eisenstabe, oder was immer sonst, kommt. Durch irgendeinen Zufall ist der Sohn der Here, der kein anderer ist, als der geheimnisvolle Römer, der größte Räuber und Bandit, den Neapel vielleicht je gesehen, auf diese merkwürdige Erscheinung, aufmerksam geworden. Mit dem genialen Raffinement, das diesem Manne eigen ist, beschloß er sofort, diesen Umstand für seine Mutter und für seine verbrecherischen Pläne nutzbar zu machen. Wer weiß, wieviele Wanderer, die das Haus nicht kannten, hier eingekehrt sind und auf diese Weise getötet wurden. Hätten die Gerichte, als sie die Here zur Verantwortung zogen, einen Ingenieur befragt, so hätte er ihnen die Lösung des Rätsels geben können, und das verruchte Weib hätte schon längst nicht mehr sein Unwesen in Neapel getrieben.

Doch wir müssen eilen! Die Worte der Alten deuteten darauf hin, daß irgendein letzter Gewaltstreich bevorsteht.

Meine Unterredung mit dem verbrecherischen Weibe hat bestätigt, was ich in dem Augenblick angenommen habe, als auch die Gräfin Ventura ermordet wurde: die Verbrechen sind die Folge einer Rache, einer Vendetta der Liebe, wie sie sicherlich nicht oft vorkommt. Jetzt handelt es sich darum, ob wir dem schwergeprüften Grafen, der eine Jugendstunde so furchtbar teuer hat bezahlen müssen, sein Kind wieder zurückgeben können, oder ihn völlig in den Abgrund der Verzweiflung stürzen lassen müssen. Wie es aber auch kommen möge, die Stunde des geheimnisvollen Römers hat geschlagen, so wahr ich Sherlock Holmes heiße!“ — — — — —

Schon eine Stunde später verließen beide Detektive wieder ihre Wohnung, völlig eingehüllt in schwarze Mäntel, die nichts als ihre Gesichter sehen ließen. So verumummt, fuhren sie mit dem Automobil bis Bosco Trecafe. Dort stiegen sie aus und verschwanden in dem Wald. Unter einem Busch versteckten sie ihre Mäntel, und nun erschienen beide als rechte Briganten. Das Gesicht des Detektivs war von dunkelbrauner Schminke überzogen, in dem Gürtel steckten Pistole und Messer, und der Meister sowohl wie Harry trugen die Kleidung gewöhnlicher italienischer Sandleute.

So legten sie sich in der Nähe des Hauses, in dem die Here von Neapel wohnte, auf die Lauer.

5. Kapitel.

Die Teufelsmesse.

Die Dämmerung breitete ihre Schleier über die Stadt, ein heißer Hauch strich von dem Vesuv herab, der bereits seit einigen Tagen Feuer und Rauch gen Himmel spie. Je dunkler es wurde, um so prächtiger war jenes Schauspiel anzuschauen. Wie ein feuriges Schwert ragte die Flamme drohend aus der Spitze des Berges empor, ein purpurner Himmel spannte sich über die Stadt und warf seinen Widerschein auf das Meer. Stille herrschte ringsum, die Stunden schlichen träge dahin, fast unbeweglich beobachteten die beiden Detektive die Umgebung.

„Wäre es nicht möglich, Mr. Holmes,“ fragte Harry endlich leise den Detektiv, während beide hinter dem Buschwerk lagen, „daß Sie sich täuschten? Bedenken Sie, wie viele verschiedenartige Fälle diesmal ineinander hineinspielen. Haben Sie den Leutnant Zampieri vergessen, der doch ohne Zweifel in die Entführung verwickelt war, welche Rolle hat der ermordete Baron Arnaboldi gespielt? Und jener Artist, der den Banditen von Pompeji selbst wieder zum Opfer gefallen ist, was ist's mit ihm? Und sind Sie wirklich sicher, Mr. Holmes, daß sich die Tochter des Grafen Ventura in der Gewalt des Römers von Pompeji befindet?“

„Die Fragen, die du mir stellst, habe ich mir alle schon beantwortet. Es gibt keine andere Möglichkeit mehr, die Spur des Römers zu finden, als daß wir uns durch die Heye selbst den Weg zu ihm zeigen lassen. Entweder kommt er zu ihr, oder sie wird ihn besuchen. Ihre Andeutungen ließen verraten, daß der letzte Akt dieser Tragödie, deren Zeugen wir geworden sind, bevorsteht. Doch still, ich höre einen leisen Schritt.“

Es war völlig Nacht geworden. Die bleiche Sichel des Mondes hing am Himmel, doch ihr Licht verblaßte unter dem roten Glanze, der von der Spitze des Vesuvs ausging und wie eine brennende Fackel ganz Neapel beleuchtete.

Da wurde das Gartentor des geheimnisvollen Hauses geöffnet. Ein Weib, in einen neapolitanischen Mantel gehüllt, trat vorsichtig heraus und spähte nach allen Seiten. Dann schloß sie die Tür hinter sich und schlug den Weg ein, der nach Pompeji führte. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und sah sich um. Doch es war unmöglich, daß sie die beiden Schatten bemerkte, die lautlos durch das Dunkel des Waldes dahinglitten und ihr folgten.

Vor den Ruinen in Pompeji angekommen, zögerte die Heye eine Weile. Sie stand eben vor der alten Basilika, dann eilte sie eine schmale Gasse hindurch, ließ die Ruinen des Forums rechts liegen und

wandte sich dem heiligen Turm des Apollo zu, dessen Ruine aus vorrömischer Zeit stammt, aber eine der größten und schönsten von Pompeji ist. Der Mond war inzwischen gänzlich hinter schweren, drohenden Wolken verschwunden, eine unheimliche Stille herrschte in der Natur, kein Vogel sang mehr, eine glühende Hitze benahm dem Menschen fast den Atem.

Die Heye glitt zwischen den Säulen hindurch in einen rechteckigen Hof. Dort steht heute noch der große Altar, vor dem zu der Zeit, da Pompeji in Asche gelegt wurde, die Gläubigen gekniet und geopfert hatten. An diesem Altar huschte die Alte vorüber, zauderte einen Moment am Fuße der vierzehn Stufen, die zu dem Tempel emporführten, und verschwand dann, als hätte sie die Erde verschlungen.

Leise und vorsichtig, auf dem Bauche kriechend, eilten Sherlock Holmes und Harry ihr nach. An der Stelle, wo die Alte verschwunden war, erblickte er einen durch Felsen und Gestrüpp und den umherliegenden Trümmern einer geborstenen Säule versteckten Eingang. Die Oeffnung war kaum so groß, daß ein Mensch sich kriechend durchzwängen konnte. Darum war es auch nie jemandem eingefallen, hier einzudringen. Den Revolver schußbereit vor sich haltend, kroch der Detektiv hindurch. Harry folgte ihm. Nach etwa vier Metern weitete sich der schmale Gang in eine Halle. Sherlock Holmes sah plötzlich vor sich eine Marmortreppe, die weiter hinab in das Innere der Erde führte. Schwarze Nacht gähnte ihm entgegen. Die Treppe war von einer Fackel notdürftig beleuchtet. Sherlock Holmes erhob sich und wollte weiter die Treppe hinabeilen. Da tauchte plötzlich aus dem Dunkel eine Gestalt vor ihm auf. Er sah in das Antlitz eines verwilderten Burschen, der ihm den Dolch auf die Brust setzte.

„Das Lösungswort?“ fragte eine drohende Stimme, „Wie hätte der Detektiv das Lösungswort der Banditen kennen können? Sein Leben hing an einem Faden. Eben tauchte der Kopf Harrys hinter ihm aus dem Dunkel auf. Ohne sich weiter zu besinnen, versetzte der Detektiv dem Banditen mit der linken Faust einen Stoß vor die Brust. Mit der Rechten schlug er ihm zu gleicher Zeit den Revolver auf den Kopf. Trotzdem fand der Bandit Zeit, dem Detektiv mit dem Dolch nach der Brust zu stoßen. Harry schrie erschrocken auf. Doch Sherlock Holmes hatte sich schon über den Banditen geworfen und ihn durch einen neuen Fausthieb betäubt. Blitzschnell fesselte er ihn und stieß ihn in eine dunkle Ecke. Dann erhob er sich.

„Du hast vergessen, Harry, daß mein Panzerhemd keinen Dolchstich durchdringen läßt. Du übernimmst jetzt die Rolle dieses Postens. Frage jeden nach der Lösung und lasse ihn dann durch. Wenn alle Ban-

diten vollzählig versammelt sind, dann schlüpfe fort, laufe nach der Eisenbahnstation, die vis-à-vis dem Hotel Diomede liegt, fahre nach Neapel und alarmiere die Carabinieri, sie mögen in aller Eile den Tempel besetzen und mir zu Hilfe eilen, sobald ich einen Alarmschuß abgebe. Eile dich, daß du rechtzeitig eintriffst.“

„Und wenn wir zu spät kommen, Mr. Holmes? Bedenken Sie, daß Sie sich in die Mitte einer verworfenen Rotte begeben, die vor nichts zurückschreckt. Es scheint, daß Furchtbares dort unten vorbereitet wird. Sie sind verloren, wenn Sie erkannt werden.“

Sherlock Holmes lächelte düster.

„Ist es das erste Mal, Harry, daß ich dem Tode ins Antlitz sehe? Hier gibt es kein Zurück. Entweder hört in dieser Nacht der Römer von Pompeji auf, zu existieren, oder ich will meine Niederlage mit dem Tode büßen.“

Ehe Harry etwas erwidern konnte, war der Detektiv in dem Dunkel verschwunden.

Sherlock Holmes stieg die Treppen hinab, die schier nicht enden wollten. In dem fahlen Schein der Fackeln, die links und rechts aufgestellt waren, erkannte er, daß er sich in einem unterirdischen Gewölbe befand, das über zweitausend Jahre alt sein mochte. Er durchschritt einen langen Gang. Links und rechts lagen Skelette, sein Fuß stolperte über Totenköpfe und Ueberreste von Menschen, Modergeruch raubte ihm fast den Atem. Er sah halb verweste Leichen, die Opfer der Banditen von Pompeji. Er konnte sich eines Grauens nicht erwehren, als er an den Wänden primitive Zeichnungen und Gemälde erkannte, aus denen hervorging, daß vor Tausenden von Jahren hier unten eine Art Femgericht gehaust hatte, das unzählige Menschenleben vernichtete. Der Sohn der Hege hatte das Erbe angetreten. Tausende von Jahren hatte kein Menschenfuß mehr diese Katakomben betreten. Vielleicht hatte der Bandenführer auch hier unten die Rüstung entdeckt, deren er sich bediente, um die abergläubischen Hirten und Gendarmen in Schrecken zu versetzen. Vielleicht hatte Tausende von Jahren vor ihm ein Ritter diese Rüstung mit Blut besetzt, vielleicht war sie von einem großen Feldherrn getragen worden. Vielleicht hatte sie einem der Männer angehört, die hier unten vom Femgericht verurteilt worden waren, denn ein ordentliches Gericht hatte es unmöglich sein können, das seine Sitzungen in die Tiefen der Erde verlegte.

Stimmengewirr ließ den Detektiv aufhören. Eine breite Helle flutete ihm entgegen, und plötzlich sah er sich in einem weiten Hofe. Der Vesuv warf wieder sein grelles Licht über den Raum. Der Boden war mit Marmor belegt. Vor ihm aber stand ein goldener Altar. Zwölf Weiber aus den verworfensten

Schichten der italienischen Bevölkerung standen, in durchsichtige Schleier gehüllt, rings um ihn und hielten brennende Kerzen in den Händen. Auf der Mitte des Altars stand ein ausgestopfter Ziegenbock.

Hinter ihm aber befand sich eine Tafel an der Wand, auf der in großen, ungelenteten Buchstaben folgende Worte zu lesen waren:

Ich bin der Teufel,

der Schutzpatron der Verbrecher.

Die Banditen waren vollzählig versammelt. Sherlock Holmes bemerkte, daß er einer der letzten war, die eintraten. Niemand schenkte ihm Beachtung. Die Möglichkeit, daß hier ein Fremder eindringen könnte, schien für die Banditen ausgeschlossen zu sein. Sie hatten einen großen Kreis um den Altar des Teufels gebildet. In der Mitte standen zwei Personen, die dem Detektiv wohlbekannt waren. Ein grimmiges Lächeln huschte über seine Züge, als er sie erkannte. Angetan mit der goldenen Rüstung, stand der gespenstische Ritter zu rechter Seite. Er war der anerkannte Führer all dieser Banditen, die sich Pompeji als Schlupfwinkel ausgesucht hatten, um Neapel zu brandschatzen. Ein Blick des Detektivs genügte, um zu erkennen, daß dieser Räuberführer kein anderer war, als der Marquis Caserta, mit dem er in dem Palast des Fürsten Aliprandi zusammengestoßen war. Zu linker Seite stand, in phantastische Gewänder gehüllt, die kaum den Körper verhüllten, die Komtessa Jessica. Ihr Gesicht schien völlig verändert. War es der blutige rote Schein, der auf ihre Züge fiel, oder zeigte sie sich hier in ihrer wahren Gestalt? Ihre Augen brannten wie Feuer, ein dämonisches Lächeln lag um ihre Lippen, die aufgeworfener schienen als damals, da Sherlock Holmes ihr zum ersten Male begegnet war. Das prachtvolle, blau-schwarze Haar fiel aufgelöst um ihre nackten Schultern, die wie Elfenbein schimmerten. Sie hatte die Arme über den wogenden Busen verschränkt und blickte starr nach dem Altar hinauf, wo eben die Hege von Neapel auftauchte. Totenstille herrschte. Da grollte ein dumpfes Rollen und Brausen vom Vesuv herüber, die Banditen sahen sich plötzlich fragend an, und auch der Römer wandte horchend den Kopf. Doch da verstummte das rollende Geräusch, und die frühere Stille trat ein. Da es nicht möglich war, im fahlen Lichte die Gesichter zu erkennen, so mischte sich Sherlock Holmes ohne Scheu mitten unter die Banditen. Ja, er drängte sich möglichst weit vor, bis er nur durch einige Schritte von dem Hauptmann getrennt war.

Jetzt ertönte Flötenspiel, dazwischen schlug irgend jemand eine Trommel. Die Hege stieg einige Stufen zu dem Altar des Teufels empor, breitete die Arme wie segnend über die Gemeinde von Verbrechern aus und wandte sich dann wieder dem Bock auf dem Thron

zu. Wahrhaftig, sie hielt eine förmliche Messe ab, wobei die Gebräuche der katholischen Kirche genau nachgeahmt wurden. Aus dem heiligen Buche las sie eine schauerliche Litanei. Mord, Blut und gräßliche Flüche waren die Hauptschlagwörter, die Sherlock Holmes verstehen konnte. Die Gemeinde sprach einzelne Sätze nach: „Wir neigen uns vor dir und grüßen dich, Herrscher der Hölle, König der Schande, Satanus, Schutzpatron der Ausgestoßenen, Verworfenen. Nicht wahr, du siehst mit Wollust auf deine Gemeinde herab, die sich hier versammelt hat, dir ein neues Opfer zu bringen? Leuchten deine kleinen, listigen Augen nicht in heimlicher Gier? Bleckst du nicht schon die Zähne, in Erwartung des Mahles, das wir dir bereiten?“

So ging es weiter. Alles, was je einem Menschen heilig war, wurde von der Hege in den Staub gezogen und mit Schmutz beworfen.

Die fürchterlichsten Lästerungen wechselten mit den schändlichsten Flüchen. Immer schneller sprach sie, immer mehr redete sie sich selbst in den Taumel einer schrecklichen Begeisterung.

Sie wandte sich um; in ihren Augen lag das Feuer des Wahnsinns. Ihre Lippen murmelten mechanisch die grauenvolle Worte weiter, die diese Verworfenen, die ganz im Banne des Aberglaubens und unter dem Einfluß dieses teuflischen Weibes standen, mechanisch nachschrien! Eine atembeklemmende Hitze herrschte. Begeisterung und Wahnsinn ergriffen die Banditen. Sie lagerten sich auf die Erde. Die geschäftigen Dirnen liefen hin und her und reichelten den Verbrechern Wein in goldenen Gefäßen, die sie aus Kirchen und Kapellen geraubt hatten. Nach jedem Fluch der Hege, den sie mit Geschrei und Geheul begleiteten, tranken sie den Becher aus in einem Zuge. Der Rausch erhöhte den Taumel, der alle ergriff. Bestialisches Geheul erfüllte den Hof. Jetzt nahm die Hege einen großen, goldenen Krug zur Hand, der mit einer purpurnen Flüssigkeit gefüllt war, und reichte ihn jedem einzelnen der Verbrecher zum Trinken. Auch Sherlock Holmes konnte sich dem furchtbaren Brauche nicht entziehen, wollte er sich nicht verraten. Die Flüssigkeit in dem Krüge war frisches, rotes Blut, vielleicht vor kurzem von einem Opfer aufgefangen, das dem Stahle eines Räubers erlegen war. Mit aller Energie, über die der Detektiv verfügte, zwang er das Schaudern nieder, das ihn ergriff, und tat einen Zug aus dem Krüge. Ein bitterer Geschmack würgte ihn, er hatte das Blut eines Menschen getrunken!

Die Teufelsmesse artete in ein wildes Bacchanal aus; es war in allen Formen eine Nachahmung jenes furchtbaren Kultus, der im Mittelalter unter den verworfendsten Menschen aufgekommen war und sich

lange Zeit erhielt, wie uns wahrheitsgetreue Chronisten berichten.

Plötzlich stieß die Hege einen schrillen Schrei aus.

Augenblicklich trat Ruhe ein. Wieder vernahm man jenes dumpfe Rollen und Brausen vom Vesuv her, und ein unterirdisches Getöse machte den Boden wanken. Die Banditen stürzten durcheinander. War es der Wein, der diese Wirkung tat, oder zitterte die Erde unter ihren Füßen? Niemand dachte an eine Gefahr.

Jetzt kauerte die Hege vor dem Standbild des Teufels nieder und rief mit greller Stimme:

„Catilina, tue deine Pflicht und opfere Uda, die Tochter Venturas, dem Tode und dem Teufel!“

Sherlock Holmes sah den Römer, der bis jetzt nicht von seinem Platz gewichen war und der an den Ausschweifungen seiner Untergebenen nicht teilgenommen hatte, bei diesem Befehl zusammenzucken.

„Ich sagte schon, Mutter, daß ich gegen den Tod der Gefangenen bin,“ entgegnete er.

Aber seine Sprache war nicht fest und bestimmt, furchtsames Schwanken machte sich in seiner Stimme bemerkbar.

Die Hege fuhr auf wie eine wütende Furie.

„Wie, hältst du so deinen Schwur? Willst du, daß der Teufel sich von euch abwenden und euch alle zusammen den Carabinieri ausliefern soll? Bring das Mädchen hierher, sage ich, oder mein Fluch soll dich treffen, du Feigling!“

Der Führer der Banditen schlug mit der Faust gegen den Panzer, daß es dröhnte.

„Ich bin kein Feigling, Mutter, aber die Ermordung Udas ist unnütz.“

„Wer sagt dir das, dummer Junge? Ich will es! Ich habe dich zu dem gemacht, was du bist! Ich habe deine Laufbahn gewählt! Ich habe dich in allen Künsten unterrichtet, durch die man die Herrschaft über andere Menschen gewinnt! Durch mich bist du Führer dieser tapferen Männer geworden, ein Wort von mir genügt — und ein anderer tritt an deine Stelle!“

Ein höhnisches Lachen war die Antwort.

„Das wollen wir abwarten, Mutter!“ Die Hand des Römers legte sich drohend ans Schwert.

„Wer wagt es von euch, Männer, dem Hauptmann zu trotzen?“

Totenstille herrschte. Catilina war nicht der Mann, der Widerspruch duldete. Die Räuber wußten, daß sie jede Auslehnung mit dem sofortigen Tode bezahlt hätten.

Da trat die Tochter der Hege vor die Männer.

„Tritt heraus, Beppo, und sage deinem Herrn, daß er ein Feigling ist!“

Ihre Augen hesteten sich glühend und verführerisch auf einen verkommenen Jüngling, der sich erst vor kurzem den Räubern angeschlossen hatte.

Wirklich trat der junge Mensch vor, doch als er das Auge des Hauptmanns auf sich gerichtet sah, schwieg er.

Laut auf lachte die Tochter der Here:

„Hast du dich nicht um meine Liebe beworben, Beppo? Findest du mich heute nicht mehr schön und begehrenswert? Ist mein Gesicht vielleicht welk geworden seit gestern, wo du auf den Knien vor mir gelegen hast und um meinen Kuß betteltest? Er soll dir werden! Ich werde deine Geliebte, wenn du den Hauptmann zwingst, die Gefangene zu töten. Die Mutter will es, und ich will es auch!“

Sie wandte sich nach dem Bruder um.

„Ich weiß,“ zischte sie, „du liebst sie! Und gerade darum muß sie sterben!“

Catilina stieß einen Schrei aus, der wie das Brüllen eines Tieres klang. Beppo schwieg noch immer. Da lockerte die Tochter der Here die phantastischen Gewänder, die ihren Körper verhüllten. Während die Männer einen Kreis um sie bildeten, tanzte sie, kaum verhüllt von weißen Schleiern, denselben Tanz, den Salome einst vor dem König Herodes getanzt hatte. Immer enger scharte sich der Kreis der Banditen. Aller Augen hingen gespannt an den wundervollen Linien dieses Körpers, der sich im wilden Tanze förmlich wand. Wie weiße Schlangen flogen die Schleier des Weibes durch die Luft.

Sie lachte und warf jedem der Banditen einen wilden, zündenden Blick zu.

„Seht her, wie ich tanze! Ist Beppo nicht ein Narr? Ist nicht der Tapferste wert, eine Geliebte zu besitzen, wie mich? Seht, wie ich tanze! Ich verlange von euch den Kopf Adas, der Gefangenen. Ist mein Tanz nicht den Kopf einer Jungfrau wert? Sprecht!“

Immer schneller, immer wirbelnder wurde ihr Tanz. Ihr Körper glich nur noch einer weißen Schlange, die sich hin und her wand.

Und als sie jetzt mit glühenden Wangen still stand, da lief es wie ein einziger Schrei durch die Reihen der Banditen.

Es gab kein Halten mehr, keine Disziplin.

„Den Kopf der Jungfrau!“ brüllten sie durcheinander, blutgierig wie Bestien. „Vittoria verlangt den Kopf einer Jungfrau! Schleppt die Gefangene her, daß man sie enthauptet! Vorwärts!“

Die Macht Catilinas, des Hauptmanns, war gebrochen, niemand gehorchte mehr seinem Befehl. Jetzt, als Catilina sah, daß es mit seiner Führerschaft zu Ende war, entschloß er sich, Ada, für die er in Liebe entbrannt war, zu opfern, um seine Macht zu erhalten.

Er riß das Schwert aus der Scheide und schlug es dem, der ihm zunächst stand, auf den Kopf, daß der Bandit blutüberströmt zu Boden stürzte. -

„Zurück, ihr Hunde! Bringt Ada hierher! Ich selbst will ihr den Kopf vom Rumpfe schlagen, damit Satan seine Freude an mir habe!“

Die Betrunkenen brüllten Beifall, die Here nickte befriedigt. Ein halbes Dutzend Banditen verschwanden in einem Ausgang, den Sherlock Holmes bis jetzt nicht gesehen hatte. Gleich darauf zerrten sie an den Haaren eine weibliche Gestalt heraus, vor das Standbild des Bockes.

Mit wilder Gebärde ergriff Vittoria einen silbernen Teller und hielt ihn Catilina entgegen.

„Gib mir den Kopf!“ rief sie.

„Ihr Herz soll dem Teufel geopfert werden!“ krächzte die Here.

Das blutbesleckte Schwert in der Hand, näherte sich Catilina der Gefangenen. Sie lag auf den Knien vor ihm. Er griff mit der Linken in ihr Haar und riß das schöne, bleiche Gesicht empor. Sherlock Holmes blickte in zwei große Augen, in denen das Entsetzen der Todesangst zitterte.

Der Augenblick des Handelns war gekommen, keinen Moment durfte Sherlock Holmes mehr zögern, wenn er die Unglückliche vor dem schauerhaften Tode bewahren wollte.

In jeder Hand einen Revolver, stürmte der Detektiv vorwärts.

Aus seinen Revolvern blitzte es krachend auf, doch die Verbrecherbande nahm den Kampf auf. (Siehe Titelbild.)

Ein ungeheurer Tumult entstand. Die Weiber hatten sich kreischend geflüchtet. Catilina ließ den Kopf der Gefangenen fahren und wandte sich verblüfft gegen den vermeintlichen Banditen, der sich plötzlich gegen ihn warf.

Die Here, die von ihrem erhöhten Standpunkt auf den Stufen den Vorgang genau beobachtet hatte, stürzte dem Detektiv entgegen und blickte ihm einen Moment scharf ins Gesicht.

„Es ist Sherlock Holmes!“ schrie sie gellend auf.

Wie scheue Schafe drängten die Banditen auf allen Seiten zurück. Der Ruf: „Sherlock Holmes! Sherlock Holmes!“ pflanzte sich von Mund zu Mund fort. Selbst Catilina trat erschrocken einen Schritt zurück. Der Name allein wirkte wie eine einschlagende Bombe unter den Verbrechern. Doch nur einen Augenblick.

Drei, vier der Räuber, die ihm zunächst standen, stürzten sich auf ihn. Die Browning-Pistolen des Detektivs traten in Tätigkeit. Er ließ den Umstehenden gar nicht erst Zeit, ihn anzugreifen. Aus beiden Waffen schießend, eröffnete er ein wahres Schnell-

feuer auf seine Angreifer, und ehe eine Viertelminute um war, wälzten sich zehn der Banditen am Boden.

Wie ein Tiger warf sich Catilina auf Sherlock Holmes, der sich zum Schutz vor der Gefangenen aufgepflanzt hatte.

Plötzlich erhielt der Detektiv einen Stoß, daß er zur Erde fiel. Doch im gleichen Augenblick waren auch seine Gegner gestürzt. Ein Tosen und Brausen, als ob ein Wassersturz über Pompeji hereinbräche, übertönte das Geschrei der Kämpfenden. Der Boden wankte wie ein Schiff auf sturmgepeitschter See. Steine lösten sich von den Mauern und fielen unter die Verbrecher.

Im selben Augenblick stürzte ein Bandit in den Hof und schrie:

„Neapel steht in Flammen! Der Vesuv ist ausgebrochen! Die Lava wälzt sich in einem breiten Strom direkt hierher!“

Und gleichsam als Bestätigung dieser Schreckenskunde erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag. Von wildem Entsetzen gepackt, stürzten die Verbrecher, die Here und Vittoria zum geheimen Ausgang, aus dem kurz vorher die Gefangene hervorgezerrt worden war.

Der Räuber, welcher die Schreckenskunde gebracht hatte, war kein anderer gewesen als Harry Tagon, der seinen Herrn hatte retten wollen, indem er die Verbrecher durch seine Botschaft in die Flucht jagte.

Sherlock Holmes ergriff Uda und eilte mit ihr dem Ausgang zu, durch den er den Hof betreten hatte. Da warf sich ihm ein Mann entgegen; auf seinem goldenen Panzer brach sich das Licht der Eruption.

„Verfluchter! Wenn schon alles zu Ende sein soll, dann stirb mit mir!“

Das Schwert des Römers blitzte durch die Luft. Sherlock Holmes hatte Uda zur Erde gleiten lassen, Harry ergriff das junge Mädchen, das bewusstlos in seinen Armen lag, und stürmte mit ihr die Treppen empor. Der Detektiv fing den Arm seines Feindes in der Luft auf. Im nächsten Augenblick hatte er den Revolver, den er noch in Händen hielt, gegen den Verbrecher erhoben. Dieser blickte dem sicheren Tode ins Antlitz; da verließ ihn der Mut, und Verzweiflung ergriff ihn. Er wandte sich um und stürmte gleichfalls die Treppen hinauf, wo Harry verschwunden war. Sherlock Holmes sprang dem Flüchtling nach.

Hinter ihm schien die Hölle losgelassen: Rasendes Geschrei, unterbrochen von Schmerzenseheul und Gewimmer, erfüllte die Luft. Der Detektiv fühlte, wie eine unerträgliche Hitze hinter ihm aufstieg. Er warf einen Blick zurück.

Die feurige Lava, die der Vesuv ausgeworfen,

hatte einen Teil Pompejis zum zweiten Male überflutet und war durch eine Oeffnung, die den zweiten geheimen Gang gebildet hatte, zu dem tiefer liegenden Hofe eingedrungen. Die Banditen waren ihrem Verderben entgegengerannt. In einem Meer von Feuer und Blut sah Sherlock Holmes sie versinken. Die Schreie hinter ihm wurden schwächer und schwächer. Als er die Höhe der Treppe erreicht hatte, war es totenstill.

Catilina, der Verbrecherkönig, hatte durch einen geheimen Gang das Freie erreicht; auf dem Fuße folgte ihm der Detektiv.

Wie ein gescheuchtes Wild jagte der Bandit dahin — da streckten sich ein Duzend Arme nach ihm aus. Vergebens war seine verzweifelte Gegenwehr; im Nu war er zur Erde geworfen und gefesselt.

Stellati, der Kapitän der Carabinieri, hatte mit seinen Leuten vor dem Ausgang Posto gefaßt, und ihm war Catilina in die Arme gerannt.

Bleich, mit zerfetzten Kleidern, blutüberströmt, stand Sherlock Holmes unter den Polizisten.

Man vermochte kaum etwas zu sehen; die Luft war mit Asche erfüllt, Blitze zuckten nieder, Donner grollten, die Erde zitterte.

In dem Augenblick, da die Carabinieri den gefürchteten Verbrecher durch die Nacht des Grauens hinwegführten, reichte der Kapitän dem Detektiv beide Hände.

„Signor Holmes! Das war die größte Heldentat, die Neapel je erlebt hat. Ist es möglich, daß Sie allein gegen diese furchtbare Gesellschaft gekämpft haben und Sieger geblieben sind?“

Sherlock Holmes wischte sich das Blut aus dem Gesicht und sagte einfach:

„Sie sehen es ja, Kapitän.“

„Dann stehen Sie unter dem Schutz der Madonna. Mir ist sie weniger wohlgesinnt gewesen, Signor Holmes.“

Der Detektiv lächelte. „Ich glaube, Kapitän, daß Gott und die Madonna stets auf Seiten des — Verstandes stehen. Mit dem Aberglauben und der Dummheit wollen sie nichts zu schaffen haben.“

Der Kapitän sah den Detektiv erst eine Weile verständnislos an, dann entgegnete er:

„Sie haben recht, Signor Holmes. Ich werde der Madonna ein Herz aus Wachs opfern, vielleicht bin ich dann das nächste Mal glücklicher.“ — —

In derselben Nacht, da Neapel von dem Geschrei der unglücklichen Bevölkerung widerhallte, die ihr Ende für gekommen hielt, da der Vesuv Feuer und Asche spie, und das Volk auf Pferden, Karren und Maultieren entfloh, segelte eine Barke nach der Insel Capri hinüber.

Auf dem frischen Grabe der Gräfin Ventura kniete ein frühzeitig gebrochener Mann. Er mochte die weiße Gestalt, die ihm am Arme Sherlock Holmes' entgegen-eilte, für ein Gespenst halten, denn er sah den beiden regungslos entgegen. Im nächsten Augenblick schlangen sich zwei weiche Arme um seinen Hals, zwei warme Lippen preßten sich auf die seinen, und eine schmeichelnde Stimme flüsterte: „Vater!“

Schlußwort.

„Der Aberglaube ist schuld daran, daß das Verbrechen heute noch, ganz besonders in Italien, sein schreckliches Gewerbe in diesem Maßstabe ausüben kann,“ schrieb Sherlock Holmes an den Staatsanwalt von Neapel. „Ich verlange, daß das Andenken des Leutnants Zampieri in vollem Maße vor der Armee und vor seinen Freunden wiederhergestellt wird. Vom ersten Tage an war es mir klar, daß ein unglücklicher Zufall die Tochter des Grafen Ventura den Verbrechern in die Arme geführt hat. Es war ausgeschlossen, daß ein Entführer mit Gewalt in das Schloß hätte eindringen können. Komtessa Uda hat freiwillig das Schloß verlassen. Sie werden sich erinnern, was die Untersuchung ergab. Das Ende der Galerie bildete eine alte Tür, die seit Jahrzehnten nicht mehr geöffnet wurde. Hätten Ihre Polizisten das Schloß genau untersucht, so hätten sie sehen müssen, daß sich in dem Schlosse selbst kein einziger Rostfleck befand, während die Verkleidung desselben damit förmlich überzogen war. Auch hätte ihnen eine kleine Wachs-spur an der Verkleidung des Schlosses nicht entgehen dürfen. Ich habe konstatieren können, daß von innen, also von der Galerie aus, ein Schlüssel in das Schloß gesteckt und die Tür geöffnet worden war. Die Wachs-spur deutete darauf hin, daß von dem Schlosse ein Wachsabdruck gemacht worden war. Meine Nachforschungen bei den Schlossern von Neapel bestätigten meine Vermutung. Ein junges Mädchen hatte nach einem Wachsabdruck, den sie einem Schlosser gegeben hatte, einen Schlüssel machen lassen.“

Komtessa Uda hatte ihre Flucht bereits seit Tagen vorbereitet. Auch die Tatsache, daß sie sich mit einem Morgenkleid versehen hatte (dieses fehlte samt einer Toilette), war bezeichnend dafür, daß ihre Flucht eine freiwillige war. Als sie durch die dunkle Galerie appte, verletzte sie sich am Finger. Bei dieser Gelegenheit schlenkerte sie die schmerzende Hand hin und her, wobei einige Blutstropfen umhergeschleudert wurden. Sie werden sich erinnern, daß sich in der Galerie drei Blutstropfen vorgefunden haben.

Sie werden nun fragen, aus welchem Grunde Komtessa Ventura mitten in der Nacht entfliehen wollte

Ich erinnere Sie daran, daß ich auf dem Fenster-sims einige Wachstropfen bemerkte. Sie hatte dort eine Kerze hingestellt, um dem Manne, der sie erwartete, mit dem brennenden Licht ein Zeichen zu geben. Dabei hatte sich ihre Perlenkette an dem Fensterkreuz verwickelt. Das Brillantkreuz riß ab und rutschte in eine Oeffnung der Diele. Wie eilig es die Komtessa hatte, fortzukommen, geht daraus hervor, daß sie sich gar nicht erst Zeit nahm, nach dem Kreuz, das ihr doch so lieb und wert war, zu suchen. Sie werden fragen, wer der Mann war, der sie erwartet hat? Sehr einfach: Der Baron Arnaboldi, den sie auf einem Balle kennen gelernt hatte. Sie wußte, daß ihr Vater eine große Antipathie gegen ihn hegte und daß er niemals seine Einwilligung dazu gegeben hätte, daß sie die Gattin des Barons würde. Der Gräfin Ventura ist es trotz aller Aufmerksamkeit entgangen, daß sich zwischen den beiden jungen Leuten eine Liebschaft entsponnen hatte. Arnaboldi, der sich ja auf den Verkehr mit Frauen verstand, hat das junge Mädchen zu bewegen gewußt, mit ihm zu fliehen. Er machte sich kein Gewissen daraus, ein anderes Mädchen zu verlassen, mit dem er bis jetzt ein leidenschaftliches Verhältnis unterhalten hatte. Jenes war keine andere, als die abenteuerliche Komtessa Jessica, die Tochter der Hege von Neapel. Sie ahnte den Betrug, schlich dem Baron nach und ermordete ihn in dem Augenblick, da sie sicher war, von ihm betrogen zu sein. Leutnant Zampieri hatte schon seit Monaten die Komtessa Jessica, über deren nähere Verhältnisse man in Neapel nichts wußte, angebetet. Seine Liebe war bis dahin nicht erwidert worden. Nach der Art leidenschaftlicher Schwärmer machte er nächtliche Fensterpromenaden und schlich ihr nach, als er sie heimlich das Haus verlassen sah. So wurde er Zeuge des Verbrechens. Er sah mit eigenen Augen, daß das Weib, das er mit der ganzen Glut seines jungen Herzens liebte, eine gemeine Mörderin war. Verzweifelt eilte er nach Hause. Als man ihn verhaften wollte, brachte er es nicht über sich, die Frau, die er noch immer liebte, zu verraten. Halb wahn-sinnig vor Verzweiflung über das, was er gesehen hatte, floh er und stürzte sich schließlich, da das Leben ja keinen Wert mehr für ihn hatte, über den Abhang von Capri hinunter.

Catilina führte in der neapolitanischen Gesellschaft ein Doppelleben. Er hatte sich durch gefälschte Briefe als Marquis Caserta eingeführt und besaß seinen luxuriösen Lebenswandel von der Beute, die ihm auf seinen Raubzügen als Führer einer verwegenen Bande in die Hände fiel. Die Hege, seine Mutter, brütete seit dem Tage, da sie sich in Neapel niedergelassen hatte, auf Rache an dem Grafen Ventura. Sie bestimmte ihren Sohn, auf eine

heit zu warten, um dem gräflichen Paare das einzige Kind zu rauben.

Da Catilina, der Räuberhauptmann, als Marquis Caserta ein Freund des Barons Arnaboldi war, so hatte er von dessen Plänen erfahren. Er beschloß, ihm seine Beute abzujagen. Seine Schwester kam ihm dabei unerwartet zu Hilfe. Als Komtessa Ada sah, daß ihr Geliebter ermordet worden war, wollte sie nach dem Schlosse zurückeilen. Da sah sie den Weg von dem Räuberhauptmann verlegt und rannte blindlings dem Abgrund zu. Hier wurde sie von den Räubern abgefangen und an einem Seile den Abhang hinabgelassen. Unten wartete ein Boot, in dem die Gefangene weggeführt wurde. Um die Polizei völlig irre zu führen, hatte Catilina zu allem Ueberflusse den Felsen am Meere mit Blut bestrichen und an einer Stelle den Schleier Adas aufgespießt, damit es den Anschein hatte, als sei sie über den Felsen gestürzt.

Der Erpressungsbrief ist ein tragikomisches Intermezzo in diesem Drama. Der Artist hatte mit der Entführung Adas nicht das geringste zu tun. Er hielt die Affäre für passend, sich mühelos ein Vermögen zu verdienen und inszenierte mit einem Helfershelfer den Betrug. Der falsche Kriminalbeamte war sein Freund. Die Banditen ermordeten den Artisten zur Strafe dafür, weil er es gewagt hatte, in die Pläne Catilinas einzugreifen.

Was nun mein Verdienst bei diesem Abenteuer anbelangt, so ist dieses nicht so hoch zu veranschlagen. Ich habe wenig Gelegenheit gehabt, durch meinen Scharfsinn Erfolge zu erzielen. Bei dieser Geschichte spielten so viel brutale Elemente durcheinander, daß ich selbst wiederum nur durch Brutalität zum Ziele gelangen konnte. Auf dem Balle des Fürsten Aliprandi durchschaute ich die ganze Intrige. Die Ähnlichkeit des jungen Mannes, den die sterbende

Gräfin mit dem Vornamen ihres Mannes angerufen hatte, mit dem Grafen Ventura selbst war mir sofort aufgefallen. Sterbend, ihrer klaren Besinnung beraubt, glaubte die Gräfin in der Erscheinung ihren Gatten in verjüngter Gestalt vor sich zu sehen. Von diesem Augenblick an zweifelte ich nicht mehr, daß es sich um eine Familienrache handeln müsse. Das Duell, in welches ich mich verwickeln ließ, sollte mir Aufklärung bringen. Catilina wagte es aber nur, mir mit dem Säbel gegenüberzutreten; als die Pistole an die Reihe kam, schob er einen Spießgesellen vor und täuschte seine eigenen Sekundanten. So entging er dem Tode, zu dem ich ihn damals schon verurteilt hatte, um die Befreiung Adas schneller durchsetzen zu können. Der Zufall kam mir dabei zu Hilfe und leitete mich durch die Zeitung auf die Spur der Heze. Daß ein intelligentes Weib politische Ereignisse vorhersagen konnte, vermochte ich allenfalls zu begreifen, wenn sie aber das Schicksal des Grafen Ventura prophezeit hatte, so lag ihre Mithilfe an dem Verbrechen klar zutage. Durch eine einfache List entriß ich der Heze von Neapel ihr Geheimnis. Nun lag der Weg klar vor mir. Sie selbst mußte mir die Möglichkeit bieten, Ada zu befreien. Wie ich es erreicht habe, ist Ihnen bekannt.

Der Aberglaube hat die Polizei gehindert, früher schon mit den Banditen von Pompeji fertig zu werden. Der Aberglaube, in dessen Bann auch diese Leute als echte Italiener standen, lieferte sie selbst mir wieder in die Hände.

Ich hoffe, daß Neapel nunmehr wieder freier aufatmen kann, nachdem sich auch der Ausbruch des Vesuvs als nicht so gefährlich erweist, wie es zuerst den Anschein hatte.

Indem ich Sie bestens grüße, verbleibe ich Ihr ergebener
Sherlock Holmes.

Titel der nächsten Nummer (78): **Der Bluthund von Soho.**

Aus Mangel an Raum folgt die Fortsetzung des Verzeichnisses der Verbrechersprache erst in nächster Nummer der vorliegenden Serie.

Titel einiger früherer Nummern:

- | | | |
|--|--|--|
| Nr. 21: Der polnische Jude. | Nr. 28: Oceana, die Königin der Luft. | Nr. 35: Der Raub des Grafenkindes. |
| Nr. 22: Ein adliger Langfinger. | Nr. 29: Die heimliche Gattin d. Großfürsten. | Nr. 36: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| Nr. 23: Das Gespenst von Milster Castle. | Nr. 30: Die Giftmischerin v. Castle Rock. | Nr. 37: Das Grab im Leuchtturm. |
| Nr. 24: Im Sarge neben der Höllenmaschine. | Nr. 31: Die seltsame Krankenschwester. | Nr. 38: Mörderin aus Eifersucht. |
| Nr. 25: Der wiedererstandene Tote. | Nr. 32: Der Doich des Negus. | Nr. 39: Die Rache der Kamorra. |
| Nr. 26: Der Lumpensammler von Paris. | Nr. 33: Die Leuchtkäfer von New York. | Nr. 40: Das Mysterium d. Turmzimmers. |
| Nr. 27: Die Eheirung der Lady Ruth. | Nr. 34: Der Schmugglerkönig v. Andorra. | Nr. 41: Eine Erscheinung aus dem Grabe. |

Verlag: Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin SW. 61, Gitschiner Straße 13.
 Die Redaktion verantwortlich: F. Butsch, Berlin. — In Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Josef Fische
 Wien VIII/2, Lerchenfelderstr. 124/126. — Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.